

DIE WELTWOCHEN



9 770043 266008
38

Ehe ohne Sex

Die Unlust steigt, vor allem auch bei jungen Paaren.

Von Beatrice Schlag



Die Konkordanz ist am Ende

Die SVP bleibt im Bundesrat untervertreten, es kommt das Zeitalter des Oppositionssystems. *Von Urs Paul Engeler*

Glashütte
ORIGINAL

HANDMADE IN GERMANY



Intern

Fast ein Fünftel aller heterosexuellen Paare verzichtet laut amerikanischen Untersuchungen nach ein paar Jahren Ehe vollständig auf Sex mit dem Partner. Für die Schweiz liegen noch keine Daten vor. Aber Schweizer Therapeuten bestätigen, dass sexuelle Lustlosigkeit in ihren Praxen Problem Nummer eins ist. Und im Gegensatz zu früher sind es nicht mehr vor allem Frauen, denen die Freude am ehelichen Sex abhandenkommt. Bei Psychotherapeut und Buchautor Klaus Heer in Bern melden sich inzwischen 75 bis 80 Prozent Männer für eine Paartherapie mit ihrer Partnerin an. Ob Therapie wieder zur Lust auf den andern verhelfen kann, ist zu einem grossen Teil unabhängig vom Therapeuten. «Nicht jedes Paar, das eine Therapie macht, weil es etwas an seiner Sexua-



Vollständiger Verzicht auf Sex: Ehepaar.

lität ändern will, schafft es», sagt die Zürcher Paartherapeutin Elisabeth Wirz-Niedermann, «denn manchmal liegt das Elend ganz woanders begraben. Und das ist nicht, wo es hingehen will.» Seite 32

Es gärt im Mittelstand. Konnte dieser seit den sechziger Jahren mit einer kontinuierlichen Erhöhung der Einkommen rechnen, herrscht seit einigen Jahren Stagnation. Mittelständische Familien haben Angst vor dem Abstieg, und sie machen die Faust im Sack, weil sie sich von der Politik verschaukelt fühlen. Weil keine aktuellen Statistiken über die Lage des Mittelstandes existieren, besuchte Pierre Heumann mehrere Familien in ihrem Heim und erhielt Einblick in etwas, worüber man in der Schweiz sonst nur ungern spricht: über die finanziellen Verhältnisse. Mit der Offenheit der Interview-

partner war es vorbei, als es um die Publikation der Namen ging. Alle Familien bestanden auf Anonymität, weil sie sich nicht als Verlierer in den Medien dargestellt sehen wollen. Wir kommen dem Wunsch selbstverständlich nach. Trotzdem kommen ein Banker, ein Elektroingenieur und ein Textilfachmann zu Wort: anonym zwar, aber mit bedenkenswerten Einsichten und erstaunlich pessimistischen Zukunftserwartungen. Seite 44

Weil Indonesien keine unabhängige Berichterstattung über den Guerillakrieg in Papua zulässt, schlich sich unser Reporter Kurt Pelda,



Steinzeit-Guerilla: Papua-Urbewohner.

als Tourist getarnt, in den östlichsten Landesteil. Dort kämpft ein Teil der Urbewohner mit Steinzeitwaffen für die Unabhängigkeit. Den Indonesiern wirft die Guerilla vor, die Bodenschätze zu plündern, die Wälder abzuholzen und die Bevölkerung von oben herab zu behandeln. Den Bericht über die heimliche Reise in eine der letzten Kolonien der Welt lesen Sie auf Seite 52.

Es regnete, als Carmen Gasser den Glaspalast von Audi in Ingolstadt betrat. Dem prunkvollen Hauptgebäude sieht man nicht an, dass dahinter eine Produktionshalle in der Grösse von 1 Kilometer mal 450 Meter angehängt ist. Hier werden sie produziert, die Edellimosinen der Marke mit den Ringen, die rasanten Sportschlitten und die modischen Kleinwagen. Und hier arbeiten rund 30 000 Angestellte für die Automarke, die es in der Krise weniger stark getroffen hat als andere. «Massenentlassungen gab es bei uns keine, nur Kurzarbeit», sagt CEO Rupert Stadler im Gespräch mit Gasser. Und selbst das scheint ihm ein klein wenig peinlich zu sein. Seite 58

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 213.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Inland*), Carmen Gasser, Pierre Heumann, Daniel Glaus, Andreas Kunz (*Gesellschaft*), Peter Keller (*Kultur*), René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Walter De Gregorio, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Kurt Pelda, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nadine Hofer (*Leitung*),

Susanne Borchert, Adam Schwarz (*Assistent*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*),

Franziska Altmann, Peter Aschmann

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gilbert Grap, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Ivo Schneider (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Marco Chini, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*),

Philipp Glauser

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 500 13 50

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Deutsche retten Schweiz

Maurers Israel-Reise.
Anerkennung für Deutschland.
Linke und rechte Historiker.

Von Roger Köppel

Es ist richtig, dass Bundesrat Ueli Maurer seine Israel-Reise durchführt. Angesichts der anschwellenden Spannungen im Nahen Osten wollte ihn die Palästinenser-Fraktion im Nationalrat, Jo Lang und Daniel Vischer, davon abhalten – um dem Wehrminister eine andere, israelkritische Symbolpolitik aufzuzwingen. Die beiden Grünen liegen falsch. Bundesrätliche Auslandsauftritte sollten nach keiner Seite zu Propagandazwecken missbraucht werden. Die Schweiz ist ein neutraler Staat. Sie darf sich, diskret, zurückhaltend, zwischen den Fronten bewegen. Da Israel ein wichtiger Partner mit einer interessanten Armee ist, erscheint Maurers Reise sachlich berechtigt. Lang und Vischer haben das falsche Motiv. Sie stehen auf der Seite der Palästinenser und möchten den Bundesrat als Plattform für ihre Ziele nutzen. Dem liegt eine ganz andere, ganz falsche Vorstellung unserer Aussenpolitik zugrunde. Symbolpolitik im Ausland ist Einmischung in fremde Händel und damit neutralitätswidrig.

Einwand: Weshalb kritisierte die *Weltwoche* dann Aussenministerin Calmy-Rey, als diese in Teheran Regierungschef Achmadinedschad aufsuchte? Das sind doch schlagende Widersprüche. Falsch. Nicht der Besuch an sich war das Problem, sondern die Art und Weise, wie sich Calmy-Rey in Szene setzte und symbolpolitisch vom iranischen Staatschef vereinnahmt liess. Wenn Bundesräte schon ins Ausland gehen, sollten sie den Lieferanteneingang benutzen, nicht den roten Teppich.

Die Deutschen retten die Schweiz! Diese wirtschaftspolitische These wurde kürzlich an einem privaten Tischgespräch erörtert, und der Befund erntete allgemeine Zustimmung. Vermutlich stimmt er auch. Nehmen wir die Gastronomie: Wurden wir früher von mürrischen Osteuropäern bedient, stossen wir heute auf die zackige Freundlichkeit des überwiegend aus Deutschland rekrutierten Personals. Der Aargauer Nationalrat und Ausländerexperte Philipp Müller hielt fest, dass in der Gastrobranche ein regelrechtes «crowding out» stattgefunden habe zugunsten der Deutschen – mit eindeutig positiven Folgen für die Wertschöpfung. Zweitens lässt sich nicht bestreiten, dass die in der Regel gutausgebildeten Deutschen härter, länger und manchmal



Lieferanteneingang benutzen.

sogar effizienter arbeiten als wir. Die Motivation stimmt, denn im Unterschied zu den meisten Schweizern sehen die hier lebenden Deutschen die klaren Vorteile unseres Sonderfalls: Sie müssen nicht wie zu Hause rund ein halbes Jahr für den Staat arbeiten, ehe sie die Früchte ernten können. Freiheit, tiefe Steuern, ein flexibler Arbeitsmarkt sind Vorzüge, die jedem Fremdarbeiter sofort einleuchten. Allmählich scheint es auch den Schweizern und vor allem den Schweizer Politikern parteiübergreifend wieder zu dämmern, was sie an diesen Standortqualitäten haben.

Das führt uns zu einem letzten anerkennenden Befund, der nichts mit der Schweiz, aber viel mit den Deutschen zu tun hat: Eigentlich ist es eine Sensation, was die deutsche Volkswirtschaft leistet, wenn man sich vor Augen führt, mit welchen Einschränkungen, Abgaben, Steuern, Betriebsräten, Gewerkschaften und Regulierungen die Unternehmen belastet werden. Es mag ja sein, dass gerade die Unternehmersteuern in den letzten Jahren sanken, aber insgesamt wurde die staatliche Zwangsjacke nicht gelockert. Kündigungen sind kaum möglich, der Staat verhindert betriebliche Anpassungen im Krisenfall nach Kräften. Es hat sich zwar auf dem Arbeitsmarkt neben dem unkündbaren Heer der Vollangestellten eine flexiblere Masse an Kurzarbeitern, Teilzeitpensen etc. gebildet, aber man müsste sich ausmalen, was die deutschen Unternehmen zu leisten imstande wären, hätten sie die gleichen Freiheiten wie ihre Kon-

kurrenten in der Schweiz. Das enorm produktive Bundesland Baden-Württemberg etwa hat mit 5,6 Prozent eine nur knapp über dem Schweizer Durchschnitt liegende Arbeitslosigkeit, obwohl auch die Süddeutschen die Nachteile des deutschen Etatismus voll zu spüren bekommen. Leute, die in diesem wirtschaftsfeindlichen Klima exzellente Leistungen vollbringen, sind, wenn sie in die Schweiz kommen, wie Sprinter, denen man endlich die Bleiweste abnimmt. Es ist logisch, dass die Schweizer kaum mehr mithalten.

Meinungsverschiedenheit mit einer Kollegin. Die Frage lautet: Wie wichtig ist ein Bundesrat? Ich wiegle ab, sie findet meine Sorglosigkeit frivol. Es stimmt ja: Bundesräte sind bedeutende Posten, aber der Journalist Max Frenkel hat schon vor Jahren in der *Weltwoche* deutlich gemacht, dass der Bundesrat im engeren Sinn keine Regierung sei, sondern ein Gremium zur Verkörperung der Einheit des Landes. Der Bundesrat ist am Ende Ausdruck der sehr schweizerischen Absicht, ein Eigengewicht des Staates zu vermeiden. Die Leute wollen von der Politik, sofern man sie nicht selber macht, in Ruhe gelassen werden. Eine gewisse Schwäche des Bundesrates ist also gewünscht, denn das Schweizer System ist abgezirkelt auf Verhinderung. Was aber passiert, wenn sich die Probleme türmen, jedoch die Macht, die zur Problembeseitigung nötig wäre, den Politikern verweigert wird? Das ist die aktuelle Lage. Die Sozialwerke sind überschuldet, die Steuern zu hoch, das Verhältnis zur EU ungeklärt. Die Anforderungen an einen Bundesrat sind heute höher als vor 20 Jahren.

Kürzlich war in der *NZZ* ein ärgerlicher Artikel zu lesen. Der Text handelte von einer Historikertagung. Der Autor stellte richtigerweise fest, dass Geschichtsschreibung immer auch von weltanschaulichen Annahmen bestimmt ist. Weiter schrieb die *NZZ*, es seien vor allem die bürgerlichen oder, wie es neuerdings heisst, die «rechtsnationalen» Historiker, die mit ihren Darstellungen politische Absichten verbinden. Unsinn. Linke Geschichtsschreiber sind genauso politisch wie rechte, wobei eine derart gravierende Realitätsausblendung, wie sie die linke Historiographie lange Zeit gegenüber den Gräueln des Sozialismus walten liess, auf der anderen Seite nicht vorkam. In vielen historischen Fakultäten hat ausserdem ein Revisionsprozess eingesetzt, der Geschichtsschreibung auf Themen beschränkte, die sozialdemokratischen Empfindlichkeiten folgten (Sozialgeschichte, Arbeitergeschichte, Strukturgeschichte). Die Vereinseitigung neigt sich vielleicht dem Ende zu. Es wäre zu hoffen, dass die Zeitgeschichtsschreibung wieder offener, weniger links und weniger dogmatisch würde. Dass ausgerechnet die *NZZ* auf solche Versuche mit Abwehr reagiert, ist doch erstaunlich.



Ungehörig: Lindsay Lohan Seite 48



«Gewählt ist...»: Bundeshaus. Seite 11–17



Traum Frau: Transsexuelle Brönimann. Seite 42



Lohn der Arbeit: Ferien. Seite 44

Aktuell

5 Editorial

11 **Kommentar** Die neuen Bundesräte

12–17 **Alles über die Wahl in Bern**

Reportage, Interview und Porträts

18 **Personenkontrolle** Bremi, Wehrli, Pelli, Vischer, Marty etc.

18 **Die Deutschen** Feuilletons kritisieren Wahlen in Schweden

21 **Ein Sack voll Dollars**

Mit lukrativen Geschenken und türkischer Unterstützung versucht der Iran seinen Einfluss in der Region zu stärken

22 **«Man hat die Muskeln spielen lassen»**

Warum bekämpft die Schweiz den Russen Vekselberg?

24 **Banken** Will die Finma die Grossbanken verdrängen?

25 **Wirtschaft** Unterschätztes Inflationsrisiko

26 **Europa** Sarkozy spurt vor für Europa

27 **Sport** Warum zieht sich Weltstar Roger Federer zurück?

28 **Mörgeli** Berner Machthaberin

28 **Bodenmann** Franken zerstört Arbeitsplätze

29 **Medien** Ringier hat die unterhaltsamste Verlagsstrategie

29 **Kostenkontrolle** 2 000 000 Franken für albanische Website

30 **Leserbriefe**

Hintergrund

32 **Ehe ohne Sex**

Immer mehr junge Paare leben enthaltsam

36 **Der wahnsinnige Hippie von Biel**

Fall Kneubühl: Warum schauen die Behörden so lange weg?

38 **«Schweizermacher»** Das Musical geht an der Realität vorbei

39 **Schleudertrauma** Keine IV-Rente für Modekrankheiten

40 **«Alles vom Feinsten»**

Wer ist der neue Opernhaus-Direktor Andreas Homoki?

42 **Recht auf «Orgasmusfähigkeit»**

Die Prämienzahler finanzieren Geschlechtsumwandlungen

43 **Frauen im Paradies**

Das Kultbuch «Eat Pray Love» gibt es jetzt auch als Film

44 **So verarmt der Mittelstand**

Der finanzielle Druck auf den Durchschnittsbürger steigt

47 **Pädagogik** Hat Japan das bessere Schulsystem?

48 **Wie sehen Sie denn aus?**

Schlampenlook und Niedergang der Haute Couture

50 **«Ich schreibe, um Spass zu haben»**

Bret Easton Ellis («American Psycho») – ein Besuch beim Meister des «postmodernen Existenzialismus»

52 **Die Steinzeit-Guerilla**

Wie die Papua-Ureinwohner um ihre Heimat kämpfen

56 **Klimawandel** Mehr Schaden, weniger Tote



«Wir haben die Gunst der Stunde genutzt»: Konzernchef Rupert Stadler. Seite 58

Interview

58 «Wir werden rein elektrisch fahren»

Das Autounternehmen Audi hat die Krise in der Branche besser überstanden als die gesamte Konkurrenz. CEO Rupert Stadler erzählt, wie er dieses Kunststück vollbrachte und wie er die Zukunft der Mobilität sieht

Stil & Kultur

62 Stil & Kultur Amerikanische Pioniere der Farbfotografie

64 Namen Kylie Minogue, Laura Kämpf

64 MvH Meine grossartige Show

65 Chronique scandaleuse Die Welt mit vierzig

65 Wein St-Saphorin Les Blassinges 2009

66 Im Gespräch Thomas und Raphael Gübelin, Uhrenunternehmer

67 Luxus Wieso sich grün und blau ärgern?

69 Auto BMW X6 Active Hybrid

70 Bestseller

70 Verzicht auf Unsterblichkeit

Mit seinem letzten Roman, «Grimms Wörter», bringt Günter Grass seine Leser um das erlösende Wort und sein eigenes Denkmal zum Einsturz

72 Jazz Nik Bärtsch's Ronin

72 Film «The American»

73 Thiel Im «Sprüngli»

73 Darf man das? Im Restaurant den Wein selber mitbringen

74 Hochzeit Regula Brünisholz und Philippe Ingold

Autoren in dieser Ausgabe

László Tolvaj



Wie wird der nette Mann von nebenan zum Killer? Unser Autor, der Jurist, Combat-Schütze und Chefredaktor des *Schweizer Waffen-Magazins*, László Tolvaj, hat den ungewöhnlichen Werdegang des «Amok-Rentners von Biel» miterlebt. Lesen Sie auf Seite 36

Sabine Reichel



Als Journalistin mit den Schwerpunkten Frauen, Film und Mode lebte die Hamburgerin lange in New York und Los Angeles. In dieser Ausgabe schreibt Sabine Reichel über die mit grossem Tamtam angekündigte Verfilmung des Kultbuchs «Eat Pray Love» mit Julia Roberts. Seite 43

www.weltwoche.ch

iWeltwoche



Lesen Sie die Weltwoche als Abonnent/-in auch auf dem iPhone. Die iApp erhalten Sie für einmalig Fr. 5.50 im App Store oder unter www.weltwoche.ch/iapp.

DIE WELTWOCH



Bundesrat bleibt instabil

Von Roger Köppel — Die Favoriten Simonetta Sommaruga (SP) und Johann Schneider-Ammann (FDP) sind in die Regierung gewählt worden. Die Führungsfähigkeit des Bundesrats bleibt geschwächt.



Keimzellen der Führungsschwäche: Die grösste Partei ist weiterhin untervertreten.

Mit Erleichterung nehmen wir zur Kenntnis, dass die Bundesratswahlen erfolgreich über die Bühne gegangen sind und die Landesregierung komplettiert wurde. Die aktuelle Legislatur war geprägt von Regierungspannen und egozentrischen Manövern. Allein die Tatsache, dass drei Bundesräte vorzeitig abtraten, hat etwas Unseriöses. Couchepin, Leuenberger und Merz wurden bis 2011 gewählt. Durch ihre verfrühten Abgänge zwangen sie der Schweiz eine langwierige, ermüdende, nicht enden wollende Debatte über die Regierungszusammensetzung auf. Zum Glück ist sie – fürs Erste – vorbei.

Gewählt wurden nach spannungsreichen Ausmarchungen erwartungsgemäss Simonetta Sommaruga (SP) und Johann Schneider-Ammann (FDP), zwei anerkannte Figuren der nationalen Politik. Man kann sich die Frage stellen, was die plötzlich massive Präsenz des defizitären Kantons Bern in der Landesregierung bedeutet. Der einst stolze «Stand der Krieger und Verwalter» (*Weltwoche*) serbelt seit Jahrzehnten auf der Kriechspur und bleibt auf Subventionen angewiesen. Auf der anderen Seite ist jetzt wieder unternehmerisches Können im Bundesrat vorhanden.

Das entscheidende Problem allerdings bleibt ungelöst. Die SVP ist trotz höchstem Wähleranteil im Bundesrat untervertreten, der Kon-

kordanzbruch von 2007 wurde nicht behoben. Die Konkordanzdemokratie beruht auf der Einbindung aller referendumsfähigen Kräfte in der Regierung. Der Bundesrat ist eine Art kleines Parlament, in dem die Parteienstärken angemessen abgebildet sein sollen. Man kann sich über dieses Gebot der arithmetischen Konkordanz hinwegsetzen, aber man sät dadurch nur Instabilität und Probleme. Die Konkordanz kam in der Schweiz nicht deshalb zustande, weil sich unsere Politiker liebend gern mit ihren Gegnern verständigen, sie ist ein Resultat der direkten Demokratie. Man weiss, dass es nicht gut herauskommt, wenn starke politische Gruppen nicht an der Regierungsverantwortung beteiligt werden. Die Stimmung wird vergiftet, Lösungen werden blockiert, Minderheiten drohen unter die Räder zu kommen. Die Führungsfähigkeit des Bundesrates wurzelt in der zahlenmässigen Konkordanz.

Freisinn: Im Zweifelsfall links

Vor diesem Hintergrund bleibt das Votum der Freisinnigen unverständlich, für viele Bürgerliche wohl enttäuschend. Die FDP stellte sich hinter den Anspruch der SP, die entscheidend dafür verantwortlich ist, dass die Konkordanz vor drei Jahren gebrochen wurde. Die Liberalen müssten von ihrem Profil her wuchtig die SVP unterstützen, die ihrerseits dem neu-

en Innenminister Didier Burkhalter (FDP) loyal zur Wahl verhalf. Auch wenn sich Fraktionschefin Gabi Huber auf grundsätzliche Überlegungen berief, als sie den Schleuderkurs ihrer Partei zugunsten der Sozialdemokratie begründete: Es bleibt der traurige Eindruck eines Freisinns, der im Zweifelsfall mit der Linken marschiert. Mehr noch: Die stolze FDP kriecht einer SP hinterher, die bei der Ersatzwahl Couchepin den Anspruch der Freisinnigen hochkant in den Wind geschlagen hat. Mit diesem verzweifelten Eingeständnis eigener Schwäche entfernt sich die FDP weiter von ihrem Anspruch, eine berechenbare Kraft zu sein, die sich für mehr Eigenverantwortung und weniger Staat einsetzt. Der freisinnige SVPLer Jean-François Rime wäre ein guter Kandidat für die FDP gewesen. Das Päckli mit der SP dürfte sich bei den nächsten Nationalratswahlen an der liberalen Basis rächen.

Macht der Gefühle

Ebenfalls faszinierend blieb am Mittwoch die Gradlinigkeit, mit der die um die CVP erweiterte Linke fast geschlossen gegen die eigenen Interessen stimmte. Weder die Grünen noch die Linke, noch die CVP können es ernsthaft richtig finden, wenn der Freisinn so kurz vor den nächsten Nationalratswahlen seinen zweiten Bundesratssitz zementiert. Es ist nicht gesagt, dass die FDP ihren Vorsprung vor der CVP behaupten kann. Daher hätte die CVP eigentlich den SVP-Mann Rime gegen die freisinnigen Kandidaten wählen müssen, um die Chance auf einen zweiten Sitz zu wahren. Sie tat es nicht. Aus linker Sicht wiederum ist es unerklärlich, dass die SP durch den Pakt mit dem Freisinn den grünen Gesinnungsfreunden den Weg in den Bundesrat verbaut. In Bern herrscht weiterhin ein virulenter Anti-SVP-Reflex. Gefühle wirken stärker als rationale Überlegungen. Als Resultat bleibt es bei einer für schweizerische Massstäbe instabilen Regierung, in der die realen parlamentarischen Kräfteverhältnisse nicht zur Geltung kommen.

Man wird wieder lauter über eine Volkswahl des Bundesrates nachdenken müssen. Ein Wechsel hätte den Vorteil, dass sich auch Bundesräte in Wahlkämpfen bewähren müssten. Sie hätten grössere Unabhängigkeit gegenüber dem Parlament und mehr Gewicht gegenüber der Verwaltung. Die Wahlen würden transparenter, und die Anreize für machiavellistische Hinterzimmeraktionen entfielen. Entscheidend aber bleibt die Wiederherstellung der Konkordanz. Der Schweiz stehen anspruchsvolle Zeiten bevor. Es gibt innenpolitische Baustellen. Wir sind umgeben von überschuldeten Nachbarn, die den Druck auf unsere Rechtsordnung aufrechterhalten werden. Das Land braucht eine stabile, widerstandsfähige Regierung. Das ist noch nicht erreicht.

Mehr zum Thema: Seite 12 bis 17

Negieren und regieren

Von Urs Paul Engeler — Das Resultat der Bundesratswahlen soll Ausdruck sein von Stabilität und Kontinuität – in Wirklichkeit ist es das Gegenteil. Der Pakt zwischen der Linken, der FDP und der CVP läutet das Zeitalter des Oppositionssystems ein.



«Tischtuch endgültig zerrissen»: Johann Schneider-Ammann und Simonetta Sommaruga legen ihren Amtseid ab.

Die Menschen, die hinter den Absperrungen auf dem Bundesplatz warten, sind an zwei Händen abzuzählen. Es ist kein Frauenaufmarsch hier, um die erste weibliche Mehrheit im Bundesrat herbeizuprotestieren oder zu bejubeln. Diese steht vor dem Verteilen der Wahlzettel schon fest. Es sind auch keine SVP-Anhänger auszumachen, die der Forderung nach einer angemessenen Vertretung ihrer ausgegrenzten Partei in der Landesregierung Nachachtung verschaffen wollen. Sie wissen, dass sie in Bern ungern gesehen werden und nichts zu holen haben. Es ist kein Ereignis angesagt.

Drinne gibt es die übliche Geschäftigkeit, viel Wichtigtuerei vor den Kameras und auch etwas Nervosität, aber die ganz grosse Anspannung ist abwesend. Zur Wahl stehen ja nicht konkurrierende politische Konzepte, nicht unterschiedliche Ideen und Ausrichtungen, sondern austauschbare SP- und FDP-Kandi-

daten, von denen es überall zur Genüge hat. Die einzig interessante Frage, ob die SVP ihren zweiten Sitz zurückerobert und endlich politische Normalität im Land herstellen kann, ist ein eher lästiges Nebenthema. Alle Fraktionschefs eilen ans Pult, beschwören die «Konkordanz» und meinen damit nur die Legitimität der Ansprüche ihrer eigenen Partei. Die SVP,

Die Banalität der beiden Ersatzwahlen bedeutet eine Zeitenwende.

die jetzt nur «Spiele und Theater» veranstalten, müsse bis 2011, das Datum der Gesamterneuerung des Bundesrats, warten, sagt Gabi Huber, Fraktionspräsidentin der FDP. Dann werde ihre Partei der SVP zu einer angemessenen Vertretung in der Regierung verhelfen.

Immerhin vier Wahlgänge lang dürfen die Störenfriede mit einigen Verbündeten «Jean-François Rime» auf die Wahlzettel schreiben. Dann hat die Berner Sozialdemokratin Simonetta Sommaruga den Zürcher Sozialdemokraten Moritz Leuenberger ersetzt. Das nur scheinbar dramatische Manöver wiederholt sich bei der zweiten Runde um den FDP-Sitz. In den ersten zwei Umgängen geben die Sozialdemokraten der grünen Verlegenheitsfrau Brigit Wyss (SO) einige Sympathie- oder Taktikstimmen, um sie vor dem Totalabsturz zu bewahren. Jean-François Rime wird vom gleichen minoritären Zirkel unterstützt. Dann hat der Berner FDP-Mann Johann Schneider-Ammann den Appenzeller FDP-Mann Hans-Rudolf Merz ersetzt. Die Nachfolger sind die Vorgänger, in der Form von leicht verjüngten respektive partiell feminisierten Kopien. Die Macht hat sich erhalten.

Dass der Katastrophenkanton Bern, der von den aktiven und erfolgreichen Regionen mit fast einer Milliarde Franken jährlich durchgefüttert werden muss, gleich zwei neue Bundesräte stellen kann, ist die besondere Negativpointe des Wahltags.

Zum Nachtisch werden artige Gratulationen serviert, Küsschen und Blümchen für zwei Gewinner und viel Lob für zwei tapfere Verliere-



Austauschbare Kandidaten: Schwaller, Huber.



Grüne Vorzeigefrau: Kandidatin Wyss.

rinnen – wobei die Rollen ebenso gut hätten vertauscht sein können. Einige rote Köpfe der FDP lassen hinter den Kulissen gewaltig Dampf ab. Sie ärgern sich masslos, dass die SVP den Freisinnigen die schöne, schlanke FDP-Kür mit einem glamourösen Schlussgang Karin Keller-Sutter gegen Johann Schneider-Ammann verhindert hat, und wollen dies der SVP bei allen nächsten Gelegenheiten heimzahlen. Die Freisinnigen wurden zur schmerzlichen Entscheidung gezwungen, ihre Vorzeigefrau Karin Keller-Sutter aus dem Rennen zu nehmen.

Breiter Graben im bürgerlichen Lager

«Mit diesem Angriff auf uns, die Partei, die Blocher nicht abgewählt hat, ist das Tisch Tuch endgültig zerrissen», schimpft einer. Auch wenn dies aus dem Moment heraus hingeworfen ist: Der Graben zwischen dem linken und dem rechten Flügel im bürgerlichen Lager

wird immer breiter, politisch und stimmungsmässig. Vor den Mikrofonen tönt es staatsmännischer. Der Ausgang der Wahl wird als Votum für «Kontinuität» und «Stabilität» kommentiert. In Wirklichkeit ist es genau umgekehrt. Wenn in einer sich verändernden Politlandschaft alles rutscht, wenn alt gewordene Parteien marginalisiert werden, neue immer stärker werden und die Regierung gleich bleibt, dann kann man das oberflächlich zwar als «Kontinuität» verkaufen. Real ist das Beharren auf den Posten der Macht jedoch das Gegenteil von Stabilität: Ein Bundesrat, der als geschlossener Klub gegen die stärkste politische Kraft installiert wird und wöchentlich auch in diesem Sinne agiert, verliert sein Fundament, zuerst parteipolitisch, dann vertrauensmässig.

Am Anfang stand ein Bürgerkrieg

So normal und so erwartbar die Kür von Sommaruga und Schneider-Ammann abgelaufen ist, so lange werden die Konsequenzen das Land noch beschäftigen. Auch wenn dies widersprüchlich tönen mag: Die Banalität der beiden Ersatzwahlen bedeutet eine Zeitenwende. Bisher förderte die Konstituierung des Bundesrats stets die Konkordanz; nun marschiert das Parlament in die Gegenrichtung.

Der kurze Blick in die Geschichte illustriert dies. Am Anfang der modernen Schweiz stand der Urknall, eine Revolution, ein Bürgerkrieg. Eine geschlossene Formation von sieben Radikalen, eine reine Elite-Regierung, übernahm in einer konfusen Situation die Regierungsverantwortung. Was nach aussen nach einer soliden, ja unerschütterlichen Führungsmacht aussah, erodierte rasch an der vielfältigen und föderalistischen Realität.

Die katholisch-konservative Opposition brachte den Bundesrat mit direktdemokratischen Mitteln derart ins Wanken, dass nur die Veränderung eine neue Stabilität schaffen konnte: Der Freisinn musste einen ersten Sitz abtreten. Der Vorgang wiederholte sich mit den Bauern, dann mit den Sozialdemokraten, noch später mit dem Begehren nach einer ausgewogenen, ja mathematisch austarierten Verteilung der Sitze, der so genannten Zauberformel. Um das System zu sichern und damit die helvetische Beständigkeit von Regierung und Land zu garantieren, hatte die FDP im Gleichschritt ihrer Wahlverluste zurückzubuchstabieren. Ein paralleler Prozess lief mit der sukzessiven Beteiligung der Frauen in der Regierung. Was oben im Bundesrat nach abrupten Wechseln und tiefen Einschnitten aussah, konsolidierte das Land unten.

Seit dem Aufstieg der SVP von der agrarisch-gewerblichen Kleinpartei zur im Mittelstand verankerten stärksten Kraft gilt diese gute Erfahrung nichts mehr. Um ungestört regieren zu können, werden die politischen Verhältnisse an der Basis negiert. Das Ziel, ursprünglich

formuliert von Sozialdemokraten um den Zürcher Nationalrat Andreas Gross, von fanatischen EU-Turbos und andern Verlierern, heisst: eine Einheitsregierung der helvetischen Elite. Unter dem verführerischen Titel «inhaltliche Konkordanz» arbeitet das Parlament auf einen Bundesrat hin, dem nur Linke, Grüne und links-grüne «Bürgerliche» angehören, die sich scharf von der SVP abgrenzen. Vor einem Jahr zögerte die Mehrheit des Parlaments noch und gab dem von der SVP unterstützten freisinnigen Didier Burkhalter knapp den Vorzug vor CVP-Fraktionschef Urs

Die Abweisung Rimes ist eine klare Absage an die Partei, die 29 Prozent der Wähler vertritt.

Schwaller, der sich bei den Linken doch allzu plump angebotert hatte.

Nun, da die SVP mit einem eigenen, geeigneten und überdies gemässigten Kandidaten angetreten ist, schlossen die Reihen sich. Dass der als Politiker und Unternehmer breit anerkannte Jean-François Rime letztlich abgewiesen wurde, ist kein Verdikt gegen ihn, sondern die klare Absage an die Partei, die 29 Prozent der Wähler vertritt. Die EU-Gegnerin und hartnäckige Kritikerin der übermächtigen Verwaltung ist unerwünscht in der Landesregierung.

«Sie hätten eben warten sollen bis 2011», bedauert die Appenzeller FDP-Nationalrätin Marianne Kleiner, «dann, nach den nächsten nationalen Wahlen, ist Eveline Widmer-Schlumpf definitiv keine SVPLerin mehr.» In der Theorie tönt diese Überlegung der Freisinnigen, die auch Fraktionschefin Gabi Huber angetönt hatte, logisch und brauchbar, in der

Lieber Urs Paul Engeler

Sollte Ihnen Ihr Thema nicht schmecken, hätten wir hier eine Alternative.



Zuckerli Haus
BASLER ORIGINAL

GENIESSE DEN MOMENT.
GENIESSE DAS ORIGINAL.



Störenfried mit einigen Verbündeten: SVP-Kandidat Rime (r.).

Praxis bleibt sie eine wolkige Hypothese. Denn sie würde voraussetzen, dass FDP und CVP den Willen und die Kraft aufbringen, in einem Jahr Widmer-Schlumpf abzuwählen und gegen einen Hardliner der SVP auszutauschen. Nur: Die CVP hat sich laut Präsident Christophe Darbellay bereits festgelegt, die Justiz- und Polizeiministerin erneut zu unterstützen. Auch CVP-Fraktionschef Urs Schwaller weibelt intensiv dafür, dass die SVP keine einzige Stimme aus seinem Lager erhält. Da Linke und Grüne weiterhin befürchten, die Hand werde ihnen abfaulen, wenn sie den Namen eines SVP-Politikers auf den Wahlzettel schreiben, steht die komfortable Mehrheit für die Bündnerin fest. Vor allem müsste das BDP-Grüppchen sich verraten fühlen, das jetzt ganz naiv den FDP-Kandidaten Johann Schneider unterstützt hat – und indirekt ihre Bundesrätin abgewählt hätte, wenn die FDP ihre Versprechungen an die Adresse der SVP tatsächlich halten würde.

Enge Kooperation

Kurz: Im Parlament glauben kaum zehn Leute im Ernst daran, dass die Bundesversammlung in einem Jahr den Entscheid von 2007 korrigieren will. Zu eng haben FDP, CVP, BDP und Sozialdemokraten bei diesen Wahlen kooperiert. Diese Konstellation ist nicht neu, sie wird aber immer dominierender; und neu macht auch die breite Mehrheit der FDP mit. Dieser Verbund wird auch 2011 mit ähnlicher Kraft auftreten. Die Nichtwahl des Westschweizer SVP-Vertreters Jean-François Rime ist darum das Signal an die SVP, dass die wählerstärkste Partei, unabhängig ihres elektoralen Gewichts, auf Jahre hinaus sich mit einem Sitzchen in der Regierung wird begnügen müssen, wenn überhaupt. Viele arbeiten gezielt darauf hin,

viele nehmen die Entwicklung in Kauf. «Dann», so drohen erboste SVPlers, «dann werden wir zehntausend Leute auf den Bundesplatz bringen, um dem Parlament unseren Anspruch zu demonstrieren.» So imposant dieser Marsch auf Bern aussehen mag, ändern wird die grosse Wut der Protestierenden nichts. Parlament und Regierung marschieren, Wahlgang für Wahlgang, nach links.

Die CVP hat sich bereits festgelegt, Eveline Widmer-Schlumpf 2011 erneut zu unterstützen.

Um die Reaktion zu beschreiben, braucht es keinen kühnen Prognostiker. 2011 wird die SVP sich aus der Regierung verabschieden, was ihr umso leichter fallen wird, als sie mit der Performance von Verteidigungsminister Ueli Maurer nicht zufrieden ist.

Der Appenzeller CVP-Nationalrat Arthur Loepfe nimmt solche Drohungen gelassen. «Opposition gibt es erstens gar nicht in der Schweiz», sagt er. Und zweitens könne die SVP nicht mehr weiter zulegen: «Blocher wird jedes Jahr älter. Die Partei kann gar nie mehr die Kraft entfalten wie in den letzten Jahren, die Bewegung wird in sich zusammenfallen.» Man hofft in Bern auf die Einheitsschweiz.

Keine Opposition? Demnächst wird die SVP den während Jahren erarbeiteten Kompromiss zur 11. AHV-Revision versenken. Die Partei fühlt sich immer weniger verpflichtet, Entscheide des Parlaments mitzutragen. Für das weitere Vorgehen kann sie aus der Geschichte der Katholisch-Konservativen die Taktik erlernen, wie man eine elitäre Einheitsregierung destabilisiert. ○

Schaffhauser
Blauburgunderland:
ein ideales Terroir für
diese Spätlese!



Michael Fuchs, GVS
Schachenmann: «Dichtes
Rubinrot. Diese Spätlese
wird ihrem Namen gerecht.
Vollmundig mit einem
eleganten, kräftigen Körper.»
CHF 18.70 (75 cl)
www.gvs-weine.ch



www.blauburgunderland.sh

«Blind in diesen Fragen»

Von Daniel Glaus — Mit Johann Schneider-Ammann und Simonetta Sommaruga gehe es im Bundesrat «weiter wie vorher», sagt SVP-Vizepräsident Christoph Blocher.



«Nichts zu erwarten»: Alt-Bundesrat Blocher.

Herr Blocher, darf man der SVP zur Nichtwahl von Jean-François Rime gratulieren?

Nein, sicher nicht. Wenn Rime gewählt worden wäre, wäre die SVP endlich wieder voll in der Regierung. Auch wenn man natürlich nicht weiss, wie SVP-Leute behandelt werden. Und jetzt sind halt wieder dreissig Prozent der Bevölkerung, die SVP wählten, im Bundesrat untervertreten. Jetzt müssen wir unsere Anliegen Ausländer und EU-Beitritt ausserhalb vertreten, was wir etwas freier tun können.

Die Chancen von Herrn Rime waren von Beginn weg eher klein. Musste er als Bauernopfer der Partei herhalten?

Er war allererste Wahl! Wir haben ihn als Einzigen angefragt, nachdem Caspar Baader absagen musste. Die Wahlchancen waren gering, vielleicht bei zwei Prozent. Obwohl die CVP und die Grünen aus strategischen Gründen hätten Rime wählen müssen – denn sie dürften kein Interesse daran haben, dass die FDP ihren zweiten Sitz betonieren kann. Aber der Neid gegen die SVP liess sie kopflos handeln. Die einzige Überraschung war, dass sich Herr Rime bis in den Schlussgang gehalten hat. Für Sie ist es doch besser, dass Rime nicht gewählt wurde. So bleibt ein Platz für die SVP frei. Sie können wieder antreten.

Nein, nein (*lacht*), dass ich unbedingt wieder in den Bundesrat will und kein anderes Ziel habe, ist eine Theorie von Roger Schawinski. Ich muss ihn enttäuschen.

Die Konkordanz in der Regierung stimmt noch immer nicht – was heisst das für die Bundesratswahlen 2011?

Wir werden wieder antreten. Man hat jetzt der SVP hoch und heilig versprochen, 2011 würde unser Anspruch erfüllt. Aber auf solche Politiker-Versprechen kann man nichts geben.

Im Wahlkampf vor drei Jahren hiess der Slogan «Blocher stärken, SVP wählen!». Dieses Magnet fehlt bei den nächsten Parlamentswahlen. Wie kompensiert die SVP das?

Die Verliererparteien drücken uns in die Ecke der untervertretenen Partei. Dank der Verliererkoalition haben wir auch weiter eine Mitte-links-Regierung. Für uns bedeutet das, dass wir eben noch stärker werden müssen. Wir sind die einzige liberal-konservative Partei, die voll zur Schweiz steht, und das liberal-konservative Gedankengut vertritt.

Kandidieren Sie für den Nationalrat?

Ich entscheide im Frühjahr. Der Druck der Partei ist relativ gross. Aber ich werde dieses Jahr siebzig, da entscheidet man nicht mehr einfach so im Voraus. Wenn es nötig ist und die Gesundheit es zulässt, trete ich an.

Was halten Sie von der neuen Bundesrätin Simonetta Sommaruga? Sie hätten sich ja Hildegard Fässler gewünscht.

Bei der SP hatte ich gar keine Wunschkandidatin. Ich bin nie für Sozialismus. Die Linke macht Politik gegen das Land. Aber wir müssen in der Konkordanz eben auch Kandidaten der anderen Parteien wählen. Und da ist es mir lieber, jemanden zu wählen, bei dem ich klar weiss, wofür die Person steht. Bei Fässler ist das der Fall, aber nicht bei Sommaruga. Sie bezieht nie klar Stellung. Sie beginnt immer schon mit dem Kompromiss. Das ist nicht gut.

Mit Johann Schneider-Ammann ist dafür wieder ein Unternehmer im Bundesrat.

Hoffentlich kann er diese Erfahrung auch einbringen. Er wird aber zwangsläufig anstossen, weil ihm die Unterstützung fehlt. Ich hoffe, er erträgt das.

Keller-Sutter steht der SVP näher.

Aber es fehlte ihr an Erfahrung, das wäre ein Nachteil gewesen.

Erstmals besteht im Bundesrat eine Frauenmehrheit.

Es heisst jetzt, das sei ein historisches Ereignis. Ich habe jedes Jahr irgendwelche historischen Ereignisse erlebt, nur die Historie nimmt es nie zur Kenntnis. Schauen wir mal, wie sie miteinander auskommen. Für die Schweiz spielt das keine grosse Rolle, weil die Regierung zum Glück nur begrenzten Einfluss hat.

Was bedeutet die neue Zusammensetzung eigentlich für die entscheidenden Dossiers: Wirtschaftspolitik, EU-Beitritt, Zuwanderung?

Wir haben weiterhin eine Mitte-links-Regierung. Da ist leider nichts zu erwarten, es geht gleich weiter wie vorher. Beide Neuen sind blind in diesen Fragen. Schneider ist blindlings für die Personenfreizügigkeit und kehrt alle Zuwanderungsprobleme unter den Tisch. Und Sommaruga will sogar noch mehr Ausländer und ist gegen einen Asylmissbrauch-Stopp.

Falls es bei der Departementsverteilung zu Rochaden kommt: Soll Ueli Maurer Verteidigungsminister bleiben?

Unbedingt. Ich rate ihm zu bleiben. Es ist ein schwieriges Departement, und er macht seine Sache sehr gut. Im Uvek würde ich mir einen Bürgerlichen wünschen. Aber die SP und die FDP werden das im Päckli wohl verhindern. ○

ANZEIGE

© gnt



Zäckerli Huus
BASLER LÄCKERLI ORIGINAL

GENIESSE DEN MOMENT.
GENIESSE DAS ORIGINAL.

Undogmatisch

Von Kurt Pelda — Simonetta Sommaruga hat die verstaubten Vorstellungen der Sozialdemokratie in Frage gestellt. Der neuen SP-Bundesrätin ist es aber nicht gelungen, die Partei zu reformieren.



Von links zur Mitte: Bundesrätin Sommaruga.

Die neue Bundesrätin Simonetta Sommaruga ist eine aussergewöhnliche Sozialdemokratin. Sie hatte vor neun Jahren den Mut, den linken Flügel ihrer Partei mit einem Thesenpapier zu provozieren, das unter anderem die Staatsgläubigkeit der SP und die blauäugige Haltung zur Einwanderung kritisierte. Als Mitautorin des sogenannten Gurten-Manifests hat sich die designierte Bundesrätin als Linksliberale profiliert. Das Aufweichen verstaubter und dogmatischer Positionen zugunsten einer pragmatischen Haltung hat nicht nur linke Sozialdemokraten verschreckt, sondern auch manche Bürgerliche. Selbst wenn es Sommaruga nicht gelungen ist, die Partei auf ihre Linie einzuschwören, nähert sie sich mit ihren teilweise liberalen Thesen den Wählern in der Mitte von links her an. Dort findet sich das Gros der Stimmbürger.

Der Strukturwandel der Wirtschaft und der Trend zur Dienstleistungsgesellschaft lassen die von den Sozialisten anvisierte Überführung der Produktionsmittel in gemeinschaftliches Eigentum hoffnungslos veraltet erscheinen. Sommaruga und andere undogmatische Sozialdemokraten haben erkannt, dass der SP die Arbeiterschaft als traditionelle Stütze abhandenzukommen droht. Darum – so die Logik der neuen Bundesrätin – müsse sich die Partei stärker den Anliegen der Angestellten,

Gewerbetreibenden, selbständig Erwerbenden und Unternehmer öffnen.

Auch die Diskussion der Zuwanderung dürfe man nicht einfach der SVP überlassen, die damit bei den Wählern punkte. Das linksliberale Gurten-Manifest verlangt zum Beispiel die Einschränkung der Migration aus Nicht-EU-Ländern und zugleich mehr Bemühungen, die Ausländer zu integrieren.

Gutbürgerliche Herkunft

Die heute 50-Jährige wuchs mit ihren drei Geschwistern im aargauischen Sins auf – in sogenannten gutbürgerlichen Verhältnissen. Ihr Vater war Werkleiter bei Lonza in Sins, die Mutter Hausfrau. Von ihren Lehrern wurde Sommaruga als scheue und musisch begabte Schülerin beschrieben. Das Gymnasium besuchte sie in Immensee. In dieser Zeit begann sie Zeitung zu lesen und sich für Politik zu interessieren.

Nach der Matur liess sie sich am Konservatorium Luzern zur Pianistin ausbilden. Obwohl sie sehr begabt war, erkannte sie später ihre Grenzen – wie sie kürzlich in einem Radiointerview sagte – und entschied sich, nicht als Konzertpianistin ihr Leben zu fristen. Mit 26 Jahren trat sie der SP bei, und studierte in Freiburg englische und spanische Literatur. Dieses Studium brach sie jedoch nach drei Jahren wieder ab.

Kommilitonen sahen in der jungen Sommaruga ein stilles, aber tiefes Wasser, eine tüchtige und talentierte Frau, die selten Emotionen zeigte. National bekannt wurde die Sozialdemokratin in den neunziger Jahren als Geschäftsführerin der Stiftung Konsumentenschutz. Damit begann auch ihre Karriere als Politikerin. Starkes Interesse zeigte Sommaruga ausserdem für entwicklungspolitische Themen, unter anderem mit einem Engagement beim Hilfswerk Swissaid. Verheiratet ist sie mit dem fünfzehn Jahre älteren Roman- und Jugendbuchautor Lukas Hartmann, der drei Kinder in die Ehe mitbrachte.

Wie viel Markt darf es sein?

An Erfahrung in der Exekutive kann Sommaruga einzig acht Jahre als Gemeinderätin in Köniz bei Bern vorweisen. Vor elf Jahren wurde sie als Nationalrätin gewählt, und seit 2003 vertrat sie den Kanton Bern im Ständerat, wo sie als fleissige und gut vernetzte Politikerin galt.

Trotz dem linksliberalen Tenor zeigt Sommaruga immer wieder auch marktskeptische Haltungen, zum Beispiel bei ihrem Einsatz für die Beibehaltung des Briefmonopols und für Subventionen zugunsten der Alternativenergien. Gelegentlich fällt sie durch unpräzise oder schlicht unwahre Aussagen auf, etwa mit Angaben über die Steuerleistungen der Pharmabranche oder – kürzlich – bei der Offenlegung ihrer Vermögenssituation.

Als populistische Sozialdemokratin gebärdet sie sich, wenn sie gegen strachelnde Grossbanker und Finanzhaie vom Leder zieht. Etwas desillusioniert wirkt ihr Einsatz für einen schweizerischen EU-Beitritt. Sommaruga glaubt zwar, dass der bilaterale Weg in einer Sackgasse enden werde, sie will aber die derzeit zum Scheitern verurteilte Beitrittsdiskussion dennoch vorerst auf Eis legen.

Die von ihrem Vorgänger Moritz Leuenberger mitverschuldete, viel zu zögerliche Liberalisierung des Telekom-Marktes kritisiert Sommaruga indirekt, indem sie mehr Wettbewerb und notfalls preissenkende staatliche Interventionen fordert. Interessant ist auch ihre Einstellung zum Bankgeheimnis: Den kantonalen Steuerämtern will die neue Bundesrätin bei der Bekämpfung der Steuerhinterziehung dieselben Rechte geben, wie sie die ausländischen Behörden durch das neue Doppelbesteuerungsabkommen erhalten haben. Faktisch fordert sie damit die Abschaffung des steuerlichen Bankgeheimnisses. Sommaruga hat viele bedenkenswerte Ideen, auch wenn es manchmal schwerfällt, sie auf einer politischen Position festzunageln. Im Parlament hat sie sich als kompromissfähige Macherin etabliert – keine schlechte Voraussetzung für eine Bundesrätin. Als Ministerin wird sie mit unbedachten oder falschen Äusserungen aber nicht mehr so leicht davonkommen wie noch als Ständerätin oder Konsumentenschützerin. ○

Flexible Wesensart

Von René Lüchinger — Der neue FDP-Bundesrat Johann Schneider-Ammann schwankt zwischen liberalem Credo und Staatsgläubigkeit. Seine Devise ist, nirgends anzuecken.

Es gibt Zeiten, in denen ist das Charakterbild eines neugewählten Bundesrates so etwas wie das Spiegelbild der Zeitläufte. Geht es um Johann Schneider-Ammann, ist das ganz gewiss so. Dieser Mann hat so gar nichts von der Grossspurigkeit des alten Zürcher Wirtschaftsfreisinns, so gar nichts von der Arroganz des Grosskapitals, und er trägt keine grossstädtischen Allüren vor sich her. Johann Schneider-Ammann ist bescheiden, er wirkt glaubwürdig, und sein Sprachduktus ist von keinem Rhetorikerberater zurechtgeglättet worden. Einer vom Lande aus dem Herzen des Landes, vertrauenswürdig und Vertrauen einflössend.

Diesem Mann mit dem Gesicht eines Buchhalters würde man sofort blind vertrauen – undenkbar, dass ein Johann Schneider-Ammann sein Gegenüber aufs Kreuz legen würde.

Jetzt, wo dieses Land vom Ausland attackiert wird und sich im Inland der gesellschaftspolitische Kitt langsam auflöst, stehen solch solide Typen wie Johann Schneider-Ammann hoch im Kurs. Diese Melange aus Gutmenschen und sympathischem älterem Herrn ist dazu angetan, einer verunsicherten Bevölkerung wieder etwas Zuversicht einzuflössen. Deshalb ist Johann Schneider-Ammann der richtige Bundesrat zur richtigen Zeit und schweizerisch wie unser Land.

Die Frage ist nun: Ist zu erwarten, dass aus dem Mann aus Langenthal BE auch ein guter Bundesrat wird?

Neigung zum Etatismus

Er ist verbindlich im Ton und bürgerlich-konsensfähig in den meisten seiner Aussagen. Dem Bundesrat, dieser Truppe eines Theaters mit sieben Hauptrollen ohne verbindliches Drehbuch, könnte eine Prise Berner Pragmatismus durchaus guttun, sofern ein Johann Schneider-Ammann mit einer weiteren Charaktereigenschaft im Siebner-Gremium nicht neue Unsicherheiten sät. In seinen Ansichten und politischen Positionen ist er mitunter wankelmütig bis inkonsequent, man könnte auch sagen: beeinflussbar, insbesondere von links. Der Asphalt- und Betonmischer hat praktisch jeden Kilometer Strasse in diesem Land asphaltiert und ist daher durchaus auch etatistisch imprägniert.

So forderte Schneider-Ammann auf dem Höhepunkt der Krise ein staatliches Konjunkturprogramm für die Exportindustrie, nur um

kurze Zeit später stolz festzustellen, dass seine Ammann Group ohne Entlassungen durch die Krise gesegelt war. Er outete sich so als typisch liberaler Unternehmer: Liberale ordnungspolitische Positionen gelten, zumindest so lange, bis eigene Interessen tangiert sind. Und Etatismus ist bei der Linken eine Krankheit, bei Schneider-Ammann immerhin noch eine Neigung. In gesellschafts- oder sozialpolitischen Fragen hat er sich nie exponiert, wie er sich überhaupt nur dann exponiert, wenn dies kein persönliches Reputationsrisiko (mehr) darstellt. Lauthals gegen die Abzocker aus der Finanzbranche Front gemacht hat Schneider-Ammann erst, als er sich in einem Chor von Gleichklängen währte.

Er will es allen recht machen

Als er im Vorfeld der Bundesratswahl von bürgerlichen Parlamentariern zu den wirtschaftspolitischen Kernthemen der Zeit befragt wurde, gab er Antworten, die Standfestigkeit suggerieren. Ein Beitritt der Schweiz zur EU? Kommt für Schneider-Ammann nicht in Frage. EWR? Bilaterale? Ersteres nein, Letzteres ja. Kämpferisch will sich der neue Bundesrat also für einen eigenständigen aussen- und wirtschaftspolitischen Weg der Schweiz einsetzen. Nur so recht glauben mochte ihm das manch einer nicht, der diese Bekenntnisse aus

dem Munde des Johann Schneider Ammann mit eigenen Ohren gehört hat.

Nicht dass dieser Mann lügen könnte – Gott behüte! Aber Dinge können sich nun einmal ändern und ein Johann Schneider-Ammann mit ihnen. Man könnte dies als pragmatische Führung in stürmischen Zeiten interpretieren oder aber als Wesensart, die Ausländer mitunter als kollektiven Zug der helvetischen Volkseele interpretieren. Die geradezu pathologische Sucht, es jedem recht machen zu wollen, um ja nirgends anzuecken. Vielleicht ist diese Charaktereigenschaft bei Johann Schneider-Ammann im Laufe der Jahre zu besonderer Blüte emporgewachsen, schliesslich erhält der Asphaltmischer das Gros seiner Aufträge im Inland von Gemeinden, Kantonen, dem Bund, im Ausland von staatlichen Regierungsstellen. So verbindet sich bei ihm die Weitläufigkeit des erfolgreichen globalen Unternehmers mit der Bescheidenheit seiner Berner Scholle. Und hinter dieser unaufgeregten Fassade lässt sich auch persönlicher Ehrgeiz in Watte packen, denn auch das könnte anecken in diesem Land.

Jahrelang hat Johann Schneider-Ammann alles vermieden, was auf höchste politische Ambitionen hätte schliessen lassen können. Das Präsidium der Swissmem ist praktisch naturgegeben, bei der Branche, in welcher er tätig ist. Auf das Amt des Economiesuisse- oder FDP-Präsidenten hat er aber nie aspiriert. Jetzt aber, wo ein Typ mit seinen Gaben dem Wesen der Zeit entspricht, ist Johann Schneider-Ammann da. Bereit, diesem Land zu dienen. Noch selten, berichten Parlamentarier, sei der Langenthaler unter der Bundeskuppel so präsent gewesen wie gerade in den Tagen vor der Bundesratswahl. ○



Bescheidenheit der Berner Scholle: Bundesrat Schneider-Ammann.

Unter dem Strich

Von Henryk M. Broder — Fachleute und Feuilletons der Bundesrepublik sind über den Wahlausgang in Schweden irritiert. Ein Professor erkennt sogar «Meinungsfreiheits-Fundamentalismus».

Der Ausgang der Parlamentswahl in Schweden sorgt auch in der Bundesrepublik für Irritationen. Die Kommentatoren fragen, ob der Wahlerfolg der Rechtspopulisten das «Ende des schwedischen Modells» sein könnte, ob Xenophobie und Islamophobie nun auch im «traditionell liberalen Schweden» Einzug halten würden. Wie schon bei den Wahlen in Dänemark und den Niederlanden und bei der Minarett-Initiative in der Schweiz haben die Wähler nicht so entschieden, wie es die deutschen Experten für multikulturelles Zusammenleben gerne gesehen hätten. Keine Frage: Der europäischen Integration wäre gedient, wenn sich die Wähler – innerhalb und ausserhalb der Bundesrepublik – zurückhalten und das Votum den Fachleuten in den Feuilletons überlassen würden.

Ein schönes Beispiel für die kryptowissenschaftliche Mischung aus Arroganz und Ignoranz, die autoritär und interdisziplinär auftritt, stand neulich in der *Süddeutschen Zeitung* (SZ). Es war ein Text von Bernd Henningsen, Professor für Skandinavistik an der Humboldt-Universität in Berlin, über «Rechtspopulisten in Skandinavien», dort «wo Westergaard zu Hause ist».

Kurt Westergaard, dies nur zur Erinnerung, ist jener dänische Karikaturist, der Mohammed mit einer Bombe im Turban gezeichnet hat. Seit fünf Jahren lebt er unter Polizeischutz und kann unbegleitet nicht mal vor die Tür seines Hauses in Aarhus treten. Als er neulich Potsdam besuchte, um dort einen Preis entgegenzunehmen, war die Stadt im Ausnahmezustand. Es galt die gleiche Sicherheitsstufe wie bei einem Besuch von Hillary Clinton. Dem Skandinavisten Henningsen, den die SZ ihren Lesern als «den führenden Vertreter seines Fachs in Deutschland» vorstellt, ist das wurscht. Er nimmt an etwas anderem Anstoss: «Muss eigentlich jeder Unfug, der einem so im Leben einfällt, unter den Schutz der Meinungsfreiheit gestellt werden? «Ja», sagen die bestellten Meinungsmacher, die mit ihrer Meinung Geld verdienen müssen. «Ja», sagen Angela Merkel und Joachim Gauck anlässlich der Potsdamer Preisverleihung an den dänischen Karikaturisten Kurt Westergaard. Kunst oder nicht Kunst, schön oder hässlich, klug oder dumm: Was



zählt, ist allein das hohe Gut der Meinungsfreiheit. Alles muss raus.» Henningsen jedenfalls ist kein von wem auch immer «bestellter Meinungsmacher», und er muss mit seiner Meinung auch kein Geld verdienen, denn er ist ein Professor, genau genommen: ein Honorarprofessor, und das ist ein Titel ohne Mittel. Er suggeriert das Gegenteil von dem, was er wirklich ist: eine Pro-

fessur, die ihrem Inhaber Ehre, aber kein Honorar einbringt. Vermutlich deswegen ist er auf Nebentätigkeiten angewiesen, z. B. einen Artikel in der Abteilung «Aussenansicht» in der SZ. Und da räsoniert er dann über die Konsequenzen, die «das hohe Gut der Meinungsfreiheit» mit sich bringt.

«Wieso kann ein Karikaturist und politisch naiver Mensch im säkularisierten Europa zu einem Märtyrer werden? Welche Auswirkungen hat der Meinungsfreiheits-Fundamentalismus auf die politische Kultur, vielleicht auch die in anderen Ländern und Milieus?» Nein, ich habe mich nicht vertippt und Sie haben sich nicht verlesen. Henningsen spricht wirklich über den «Meinungsfreiheits-Fundamentalismus», der das friedliche Zusammenleben gefährdet, weil diejenigen, die keine Meinungsfreiheit haben oder haben wollen, sich über jene aufregen, die von ihr Gebrauch machen. «Eine Ehrung von Kurt Westergaard ist eine Ehrung für *Jyllands-Posten*, ist eine Ehrung für die Dänische Volkspartei, ist eine Ehrung für das xenophobe Milieu in Dänemark und Skandinavien.»

So stolpert der führende Vertreter des Faches Skandinavistik vom Hölzchen aufs Stöckchen, um schliesslich beim «Blutzoll» anzukommen, den die von *Jyllands-Posten* veröffentlichten Karikaturen gefordert haben: «Der darauf folgende weltweite Protest hat bis Anfang 2006 insgesamt 139 Menschen das Leben gekostet, Botschaften gingen in Flammen auf, die dänische Industrie erlitt Millionenverluste in den arabischen Ländern.» Ja, man muss schon ein «Honorarprofessor» sein, um es so sachlich und täterneutral zu formulieren.

Ich habe den zuständigen Redaktor der SZ gefragt, ob er sich für diese Kolumne nicht schämen würde. Er antwortete, sie sei «gegen den Strich» gemeint gewesen. Doch «manchmal kommt dann <unter dem Strich> heraus».

Bremi, Wehrli, Pelli, Vischer, Marty, Stähelin, Joder, Leutenegger Oberholzer, Meili

Anfang Juni veröffentlichte die *Weltwoche* eine kleine Notiz zu den umstrittenen Wahlen ins neugeschaffene Bundespatentgericht: Um dem fordernden Zürcher Kandidaten Tobias Bremi (FDP), der sich in der Privatwirtschaft an höhere Saläre gewöhnt hatte, eine Anstellung zu ermöglichen, habe die Gerichtskommission des Parlaments ihm Zuschläge zugesprochen, die ausserhalb des gesetzlichen Besoldungsrahmens lägen. Diese Kritik an der Vorbereitung der Wahl, die sich auf zwei Quellen abstützte, war offenbar nicht exakt genug. Formal verletzt wurde nämlich nicht das Gesetz, hingegen die interne Richtlinie zur Festsetzung der Löhne der Richter. Diese Ungenauigkeit brachte den Präsidenten der Kommission, CVP-Nationalrat Reto Wehrli (SZ), derart in Rage, dass er eine Verleumdungsklage gegen den Autor der 23 Zeilen lancierte.

Das bislang eher unübliche Vorgehen wurde vom siebzehnköpfigen Ausschuss, der mit derart eminenten Juristen wie Fulvio Pelli (FDP, TI), Daniel Vischer (Grüne, ZH), Dick Marty (FDP, TI), Philipp Stähelin (CVP, TG), Rudolf Joder (SVP, BE) oder Susanne Leutenegger Oberholzer (SP, BL) bestückt ist, einstimmig und zornig abgesegnet. Die durchschlagende juristische Argumentation erhofften die versammelten Juristen sich vom Juristen Andreas Meili aus Zürich, der – auf Kosten der Steuerzahler – mit einem Gutachten zu dieser Marginalie der eidgenössischen Politik betraut wurde. Über das Honorar, das der Medienrechtler kassierte, liegen keine Auskünfte vor.

Am Montag beschied nun Jurist Meili dem Juristen Wehrli (und seinen vielen Mitjuristen) an einer eigens einberufenen Sitzung, dass die vom ungeschickten Wehrli gestrickte Klage gar nicht zielführend sein könne. Dies aus zwei Gründen: Erstens seien gewisse Fristen verpasst worden. Zudem besitze – was jeder Amateur hätte wissen können, sollen, müssen – die Gerichtskommission gar keine eigene Rechtskörperschaft. Demnach hätte entweder die Eidgenossenschaft als solche gerichtlich gegen den Journalisten vorzugehen – oder Wehrli als Einzelperson.

Beides war Wehrli und Co. offensichtlich doch zu heikel. So beschloss die Kommission, den Marsch durch die Gerichte kleinlaut abzublasen und ihr Leid dem (privaten) Schweizer Presserat zu klagen.

Diese Demarche kostet den Bund wenigstens nur Papier, Porto und beamtliche Arbeitszeit. (upe)

Ein Sack voll Dollars

Von Urs Gehriger — Mit lukrativen Geschenken versucht der Iran seinen Einfluss in der Region zu stärken. Wichtigster Partner ist die Türkei, die zur dominierenden Macht aufgestiegen ist.



Allotria und Geschäfte: Irans Präsident Achmadinedschad und der türkische Premier Erdogan.

Geschenke erhalten die Freundschaft, und sind die Bande noch ziemlich jung, soll mit Grosszügigkeit nicht gespart werden. 25 Millionen Dollar, so viel lässt die herrschende Männerriege des Irans für den türkischen Premier Tayyip Erdogan und dessen Islamistenpartei AKP springen. Das Präsent soll dem Freund und Nachbarn helfen, noch etwas länger im Amt zu verweilen.

Genau das hat Erdogan im Sinn. Nachdem er letzte Woche in der Abstimmung zur Verfassungsänderung einen historischen Sieg verbucht habe, werde er – historisch ebenso bemerkenswert – eine dritte Amtszeit anstreben, liess der Siegreiche wissen.

Gemäss dem Deal mit den Granden von Teheran würden zuerst 12 Millionen Dollar in die Wahlkampfchatullen der AKP transferiert, enthüllte der britische *Telegraph*. Weitere Zahlungen sollen noch dieses Jahr folgen.

Nicht nur Erdogan soll es dank dem Iran bessergehen, auch anderen wird geholfen, einem zum Beispiel, den die Welt schon fast vergessen hatte: Mohammed al-Baradei, bis letzten November Atominspektor der Uno. Kurz war er von der Bildfläche verschwunden, bis er in seiner Heimat Ägypten plötzlich wieder auftauchte, als Aspirant auf den «Pharaonenthron», der seit 29 Jahren von Hosni Mubarak beansprucht und 2011 neu besetzt wird.

Ein Ansinnen, das offenbar im Interesse Teherans ist. Als Baradei noch als Atomchef fungierte, war die ausgewachsene Milde, die er gegenüber dem dubiosen iranischen Atomprogramm walten liess, nicht zu übersehen. Regelmässig war er in der Hauptstadt des Irans zu Gast, wobei er jeweils mit einem freundlichen Lächeln angefahren kam und mit leeren Händen wieder abreiste. Jetzt, so wird in seiner Heimat berichtet, seien Baradeis Taschen üppig gefüllt worden. Mit 7 Millionen Dollar. Aus den Schatullen Teherans.

Ist der Ex-Atomchef der Uno korrupt?

Der Handel sei über einen arabischen Geschäftsmann mit den Initialen A. E. in einem Bukarester Hotel abgewickelt worden, schreibt die ägyptische Zeitung *Al-Youm Al-Sabeih*. Mit dem Geld wolle Teheran Baradeis Wahlkampf und damit «politische Reformen in Ägypten» unterstützen. Der Angeschuldigte äusserte sich zu den Vorwürfen nicht, rief aber unterdessen zum Boykott der Parlamentswahlen im November auf. Denn, so Baradei, die Abstimmung werde mit Sicherheit manipuliert.

In der EU hat man die iranische «Wahlhilfe» offiziell nicht kommentiert. Diplomaten zeigten sich jedoch alarmiert. «Das Abkommen zwischen AKP und dem Iran ist eine sehr beunruhigende Entwicklung», so ein langjäh-

riger westlicher Funktionär zum *Telegraph*. «Es erhöht den Verdacht vieler säkularer Türken, dass die Regierung ihre Beziehungen mit islamischen Staaten vertiefen wird.»

Abkehr von Europa

Die Türkei steht heute als grosse Gewinnerin des Irak-Kriegs da. Geschickt hat Erdogan das Machtvakuum zwischen Euphrat und Tigris genutzt und sein Land als führende Regionalmacht positioniert. Das Wirtschaftsvolumen hat sich im vergangenen Jahrzehnt mehr als verdoppelt. Gleichzeitig verschob sich der finanzielle Fokus näher zur Heimat: Die Türkei treibt heute mehr Handel mit Russland, dem Irak und dem Iran als mit der EU. Auch strategisch gewinnt die Türkei an Gewicht. Nicht weniger als drei Öl- und Gaspipelines führen durch Anatolien nach Europa – von Russland, dem Kaspischen Meer und dem Iran.

«Was Washington am meisten beunruhigt, ist der Verdacht, dass Ankaras neue Ausrichtung weniger von nationalen Interessen als von einer dünn kaschierten islamischen Ideologie angetrieben ist», schreibt *Newsweek*. Erdogan hat zwar stets abgestritten, Religion und Politik zu vermischen. Doch seine AKP stand wiederholt im Visier der türkischen Justiz. 2008 wäre die Partei beinahe verboten worden, nachdem sie gefordert hatte, dass Frauen an der Universität ein Kopftuch tragen müssen.

Mit dem iranischen Präsidenten Achmadinedschad jedenfalls versteht sich Erdogan ausgezeichnet. Den Mann, der vom Westen gemieden wird wie die Pest, nennt Erdogan demonstrativ «meinen Freund». Nach gemeinsamen Treffen erwecken die beiden jeweils den Eindruck, als hätten sie hinter verschlossenen Türen Allotria getrieben. Dabei kommt das Geschäft nicht zu kurz. Man werde das gemeinsame Handelsvolumen (10 Milliarden Dollar) in den nächsten fünf Jahren verdreifachen, verkündete Erdogan unlängst. Was der Vizepräsident des Irans, Rahimi, mit den Worten quittierte: «Heute haben wir keinen besseren Freund in der Welt als die Türkei.»

Dass sich Erdogan den Iranern auch in der Atomfrage schützend zur Seite stellt, macht ihn in der türkischen Öffentlichkeit nicht weniger populär. Alle Umfragen zeigen, dass die islamischen Nachbarn den Türken weiter sympathischer sind als die USA und die EU. Dies belegt auch eine landesweite Studie, die letzte Woche im britischen *Guardian* publiziert wurde: Zwanzig Prozent der befragten Türken favorisieren eine Stärkung der Beziehungen mit Nahoststaaten. Dagegen ziehen lediglich dreizehn Prozent eine Orientierung an der EU vor. Bei einer ähnlichen Umfrage vor einem Jahr war das Resultat noch umgekehrt.

Unter den EU-Staaten ergab sich übrigens ein ähnlicher Trend: Nur ein Viertel der Befragten sprach sich für einen Beitritt der Türkei aus. ○

«Man hat die Muskeln spielen lassen»

Von Carmen Gasser — Der renommierte Wirtschaftsrechtler Peter V. Kunz ist der Meinung, dass die grösste je ausgestellte Busse in der Schweiz nur ein simples Vergehen bestraft. Und er wirft Politikern vor, aus Fremdenfeindlichkeit die Grundlage für diese Busse geschaffen zu haben.



«Durch alle Instanzen»: Investor Vekselberg.

Viktor Vekselberg kämpft derzeit beim Bundesstrafgericht in Bellinzona um die Aufhebung seiner 40-Millionen-Busse. Hat der Ausgang dieses Verfahrens eine Bedeutung für den Finanzplatz Schweiz?

Er ist sehr wichtig. Einerseits weil ein Signal ans Ausland gesendet wird, wo man diesen Fall sehr genau beobachtet. Zudem wird auch ein Signal ans Inland gesendet. Sollte die Busse aufgehoben werden, würde prinzipiell die Verfolgung von Meldepflichtverletzungen in Frage stehen.

Wie das?

Eine Aufhebung der Busse wäre für Investoren rund um den Globus und in der Schweiz ein Zeichen dafür, dass die Strafverfolgung in unserem Land zahnlos ist. Sie müssten sich auch weiterhin nicht an die Börsen-Spielregeln halten, da sie ja wüssten, dass ihnen nichts passieren kann.

In den letzten zwölf Jahren gab es in der Schweiz bei mehr als 600 Verdachtsfällen nur eine einzige Verurteilung mit einer Busse von 50 000 Franken. Dabei gibt es bereits seit 1998 das Börsengesetz, das es ermöglicht, wesentlich drakonischere Strafen zu verhängen. Der Fall Vekselberg wird jetzt zum Präjudizfall, der durch alle Instanzen gezogen wird.

Ist die Busse ein spätes Aufbäumen des Eidgenössischen Finanzdepartements (EFD), das nicht mehr für unfähig gehalten werden will, am Finanzplatz faire Spielregeln durchzusetzen?

Bei der Eidgenossenschaft will man nicht zuletzt gegenüber dem Ausland zeigen, wie scharf man gegen Gesetzesverletzungen vorgeht. Ich habe den Eindruck, dass die Behörde die Muskeln hat spielen lassen und Farbe bekennen wollte. Ich bin mir jedoch

nicht sicher, ob sie wirklich den richtigen Fall dafür hat.

Wäre das zweite Strafverfahren, das gegen Viktor Vekselberg läuft, im Fall Sulzer, der «richtige» Fall?

Das Risiko Vekselbergs im Fall Sulzer ist wesentlich grösser als im vorliegenden Fall bei OC Oerlikon. Bei Sulzer geht es, soweit mir aus den Medien bekannt ist, um das heimliche Anschleichen an ein Unternehmen, das früher wie auch heute illegal ist. Es kann faktisch besser belegt und begründet werden als der Fall, der in Bellinzona vorliegt.

Die Busse basiert also auf einer dünnen Faktenlage?

Ich kenne die Dokumente nicht. Was allerdings überrascht, ist die Tatsache, dass ein Präjudizfall ausgelöst wurde, obwohl es sich um ein relativ simples Vergehen handelt: eine nicht gemeldete Gruppenbildung.

Weshalb ist das ein simples Vergehen?

Grundsätzlich spricht nichts gegen Gruppenbildung, wenn diese gemeldet wird. Die Frage ist, handelt es sich bereits um eine Absprache, wenn zwei Aktionäre beschliessen, einen gemeinsamen Verwaltungsrat aufzustellen? Ich hoffe, dass das Gericht in Bellinzona nicht generell die Kommunikation zwischen Investoren als meldepflichtig erklärt. Das wäre ein Negativschlag gegen die Aktionärsdemokratie.

Weshalb wurde für ein relativ simples Vergehen, wie Sie sagen, eine derart hohe Strafe ausgesprochen?

Vierzig Millionen ist für jeden Investor zwar absolut gesehen eine grosse Zahl. Aber im Hinblick auf den möglichen Strafrahmen ist es ein geringer Betrag. Vom Gesetz her hätte die Busse auf den Maximalbetrag von 800 Millionen festgelegt werden können. Insofern war das EFD noch zurückhaltend und hat nur fünf Prozent der maximal möglichen Busse verhängt.

Bundesrat Merz hatte dem russischen Ministerpräsidenten versprochen, dass es nur eine kleine Busse geben werde.

Das ist das Positive an dieser Busse. Die Beamten haben nicht auf Bundesrat Merz gehört und zeigten sich zumindest unabhängig.

Gab es im Ausland je eine Busse, die so hoch war?

Das ist eine Schweizer Einzigartigkeit. Im Ausland hat es noch nie eine Millionen-Busse gegeben.

Schrecken derart hohe Strafen künftig nicht Investoren ab?

Ich glaube nicht, dass sie Investoren abschrecken. Im Gegenteil. Es wäre ein Wettbewerbsvorteil und würde ein Zeichen setzen, dass man die Spielregeln am Schweizer Finanzmarkt sehr ernst nimmt.

War Ausländerfeindlichkeit bei der Beurteilung dieses Falles mit im Spiel?

Ich glaube nicht, dass Ausländerfeindlichkeit das Motiv des EFD war. Das würde ich den Beamten nicht unterstellen. Sie haben einfach das herrschende Gesetz angewandt. Nicht den Behörden sollte man Ausländerfeindlichkeit vorwerfen, sondern den Politikern. Den Hauptvorwurf muss man dem Parlament machen, das diesen rechtsstaatlich fragwürdigen Bussenrahmen durch das neue Börsengesetz im Jahr 1998 ermöglicht hat. Seither kann das Doppelte des investierten Betrages als Busse ausgesprochen werden. Ein Höchstbetrag wurde nicht festgelegt. Es war bereits damals absehbar, dass es widersinnig ist, derart hohe Bussen zu ermöglichen.

2007 gab es auf Betreiben von Johann Schneider-Ammann gar eine Gesetzesrevision. Inwieweit hat diese einen Einfluss auf den Fall Vekselberg?

Die Gesetzesrevision 2007 ging viel zu weit und stützt das Management und den Verwaltungsrat zu stark. Diese Revision ist nur durchgegangen, weil die Neuankommlinge als unsympathische Angreifer verkauft wurden. Vor fünf Jahren hat es in der öffentlichen Wahrnehmung Angreifer gegeben, in diesem Fall Viktor Vekselberg und seine Partner, und Verteidiger, den Verwaltungsrat von OC Oerlikon und Sulzer. Beide Parteien haben wohl nicht ganz sauber agiert. Die Angreifer haben anscheinend versucht, sich mit Cash-Settlement-Optionen unter anderem an Sulzer heranzuschleichen. Doch die Verteidiger haben sich nicht besser aufgeführt.

Eine Heimatschutzrevision, die dem Russen Vekselberg zum Verhängnis wurde?



«Klar eine Heimatschutzrevision»: Jurist Kunz.

Diese Revision war klar eine Heimatschutzrevision. Allerdings muss man dazu sagen, dass sie den Bussenrahmen nicht verändert hat und auch nicht die Regulierungen, über welche Vekselberg gestolpert zu sein scheint. Sie hat aber wohl dazu geführt, dass das EFD nun endlich in Sachen Meldepflichtverletzungen aktiv wurde.

Martin Ebner, Tito Tettamanti oder René Braginsky haben bereits viel früher Schweizer Firmen attackiert. Ihnen schwappte jedoch maximal eine Welle der medialen Empörung entgegen. Warum kam es damals nie zu einer Gesetzesänderung?

Der zentrale Unterschied 2006 war, dass erstmals ausländische Investoren aktiv wurden. Dadurch entstand eine neue Option zur Verteidigung. Auch René Braginsky oder Martin Ebner hat man kritisiert, die damals nicht weniger aggressiv vorgegangen sind.

Dennoch hätte man das Parlament nie so weit gebracht, eine Gesetzesänderung vorzunehmen. Die Emotionen schlugen nicht so hoch. 2006 jedoch hiess es, es käme zum Ausverkauf der Schweiz, und auf einmal wurde das Parlament aktiv.

In der neuen Revisionsvorlage zum Börsengesetz sieht der Bundesrat eine maximale Busse von 500 000 Franken bei Verstössen gegen das Börsengesetz vor. Hat man erkannt, dass man zu weit gegangen ist?

Dieser Vorschlag ist lächerlich. Dann kann man die Meldepflicht gleich abschaffen und auf Bussen verzichten. Es muss eine Möglichkeit geben, wenn es um das Anschleichen von Investoren geht, dass man auch Millionenbussen verhängen kann, zur Abschreckung.

Warum sind die EFD-Vertreter nicht an der Verhandlung erschienen?

Das kann ich nicht nachvollziehen. Es ist zwar juristisch nicht zwingend, doch schon allein aus psychologischen Gründen hätte man einen Vertreter schicken müssen. Immerhin ist es der bedeutendste Wirtschaftsfall, den das EFD je untersucht hat.

Es hiess von Seiten des EFD, dass die Verantwortliche, Dina Beti, in eine andere Abteilung gewechselt ist. Man sei nicht in der Lage gewesen, die Nachfolgerin rechtzeitig einzuarbeiten. Was halten Sie von dieser Begründung?

Als ich hörte, dass das EFD niemand geschickt hatte, dachte ich zuerst, es sei einfach Dilettantismus der Behörde. Was mich jedoch noch mehr entsetzt hat, war die Begründung des EFD. Offensichtlich scheint nur eine Person das Verfahren gut genug zu kennen. Allein der Umstand, dass man das Feld kampfflos der Verteidigung überlässt, lässt wilde Spekulationen zu.

Glaubt man beim EFD womöglich gar nicht mehr daran, dass die Busse durchkommt?

So weit würde ich nicht gehen. Ich denke, dass nach dem Wechsel der zuständigen Sachbearbeiterin das Dossier abgeschlossen wurde und man dachte, man hätte alles dazu gesagt.

Was, wenn das EFD verliert?

Das wäre für das EFD ein Desaster. Sollte tatsächlich keine Busse ausgestellt werden, würde sich das positiv auf das zweite Strafverfahren von Vekselberg auswirken. Juristisch hängen die zwei zwar nicht zusammen. Aber es wäre faktisch ein Präjudizierung. Die Gerichte funktionieren so, dass sie meist entscheiden wie bereits in einem ähnlich gelagerten Fall. In den Köpfen der Beamten und der Richter wird das Bellinzona-Urteil Spuren hinterlassen.

Peter V. Kunz ist Ordinarius für Wirtschaftsrecht und für Rechtsvergleichung der Universität Bern.

Schuss in den eigenen Fuss

Von Markus Gisler — Will die Finanzaufsicht Finma die Schweizer Grossbanken von der Spitze verdrängen? Je rigoroser der «Swiss finish» ausfällt, desto schmerzlicher die Folgen.



Die Sache mit den CoCo-Bonds: CS-Chef Brady Dougan (l.) und UBS-CEO Oswald Grübel.

Die neuen Eigenkapitalvorschriften für die global tätigen Banken, bekannt unter Basel III, haben einschneidende Konsequenzen. Bisher konnten sich die Geldhäuser ihre gute Quote im Kernkapital mit nachrangigen Anleihen holen. Das sind Obligationen, die im Konkursfall erst nach allen anderen Gläubigern bedient werden, also nachrangig sind. Nachrangige Anleihen sind Fremdkapital. Doch nur weil sie im Konkursfall schlechter gestellt sind, rechneten die Aufsichtsbehörden diese bisher grosszügig dem Eigenkapital zu. Basel III macht damit Schluss. Völlig zu Recht, denn was nützt eine hohe Eigenkapitalquote, wenn diese erst wirksam wird, wenn die Bank bereits Konkurs gemacht hat.

Die beiden Schweizer Grossbanken sitzen auf zehn (CS) beziehungsweise elf (UBS) Milliarden nachrangiger Obligationen. Basel III eliminiert indes nicht nur dieses Pseudo-Eigenkapital, vielmehr wird das enggefassete Kernkapital, das nur noch aus Aktienkapital und Gewinnreserven bestehen darf, von heute 2 Prozent auf 4,5 Prozent heraufgesetzt. Dazu kommt auch noch ein Puffer von 2,5 Prozent, so dass bis Januar 2019 eine Quote von 7,5 Prozent Schritt für Schritt erreicht werden muss.

Gemäss den heute gültigen Basel-II-Vorschriften hält die CS eine Kernkapitalquote von 16,5 Prozent, die UBS eine solche von 16,4

Prozent. Zählt man davon die nachrangigen Anleihen ab, verlören CS und UBS etwa 5 Prozentpunkte. Das wäre immer noch genügend für die generelle, breiter gefasste Tier-1-Quote. Konkret heisst das: Bis 2019 haben beide Institute genügend Zeit, das enger definierte Kernkapital (ohne nachrangige Anleihen und hybrides Kapital) von 7 Prozent über zurückbehaltene Gewinne aufzustocken. Auf eine Kapitalerhöhung können sie verzichten.

Zuberbühler ist unglücklich

Anders sieht es dagegen aus, wenn die Finma, gestützt auf die Ende Monat ihren Bericht vorlegende Expertenkommission, auf die Basel-III-Regeln noch den vielzitierten *Swiss finish* obendrauf setzt. Bereits 2009 hat die Finma nach Absprache mit der Nationalbank verlangt, dass die beiden Schweizer Grossbanken die bisherigen Basel-II-Erfordernisse bis 2013 verdoppeln müssen. Zusätzlich hat sie, weitgehend unbemerkt, die Liquiditätsvorschriften massiv verschärft. Diese müssen nun eine grosse Menge an sofort veräusserbaren Staatspapieren halten, um jederzeit grosse Summen auszahlen zu können.

Die zentrale Frage lautet: Welche Eigenkapitalquote verlangt die Finma, und bis wann muss diese erreicht werden? Finma-Vizepräsident Daniel Zuberbühler etwa ist über die lan-

gen Fristen von Basel III gar nicht glücklich. Zieht die Finma die Schraube dramatisch an, müssten beide Banken ihr Aktienkapital erhöhen, was namentlich für die UBS ein herber Dämpfer wäre.

Eine elegante Lösung böte jene in der Schweiz bisher noch nie angewendete Form von Zwangswandelobligationen, welche sich dann automatisch in Aktienkapital verwandeln, wenn das Eigenkapital der Bank unter ein zuvor definiertes Niveau fällt. Lässt die Finma diese Anleihenform als Eigenkapital zu, so könnten die Banken ohne Kapitalerhöhung eine beachtliche Eigenkapitalquote erreichen. Beide Grossbanken sind überzeugt, dass es für solche CoCo-Bonds (*Contingent Convertibles*) einen Markt gibt. Klar ist, dass sich die Obligationäre ihre Risikobereitschaft etwas kosten liessen, will heissen, CoCo-Bonds hätten einen noch höheren Zins als die nachrangigen Darlehen, für welche die Banken etwa einen Prozentpunkt mehr Zins zahlen müssen als für gewöhnliche Anleihen. Bei zehn Milliarden CoCo-Bonds und zwei Prozent höheren Zinsen hiesse das 200 Millionen mehr Zinskosten in einem Jahr.

Auf der internationalen Ebene spalten die neuen Kapitalanforderungen die Bankenwelt in die wenigen soliden Häuser (zu denen CS und UBS zählen) und den grossen Rest jener Banken, die dünn auf der Brust sind, namentlich Banken in den USA, einige britische, französische und japanische Banken und ganz besonders die unterkapitalisierten deutschen Landesbanken. Sie alle werden um Kapitalerhöhungen nicht herumkommen. Die Finanzkrise hat den beiden Schweizer Banken (auch der UBS) zu einem Wettbewerbsvorteil verholfen. Mit zu restriktiven Vorschriften und zu hohen Unterlegungspflichten könnte die Finma die CS und die UBS zur Aufgabe oder Auslagerung lukrativer Segmente zwingen.

Muss es denn werden wie immer? Die Schweiz, genetisch pflichtbewusst, verschärft die strengeren Basler Vorschriften nochmals und führt sie auch rascher ein. Die ändern Finanzplätze aber lassen sich Zeit, verwässern die Regeln und lassen im Wesentlichen alles beim Alten. Die Folge: Das globale Systemrisiko wird nicht beseitigt, denn die Kette ist so stark wie ihr schwächstes Glied. Wir aber schießen uns lieber in den eigenen Fuss und lassen uns gute Arbeitsplätze und wertvolles Steuersubstrat entgehen. Höhere Eigenmittel sind nötig und gut. Doch die Banken sollen dieses Ziel ohne Kapitalerhöhung erreichen können.



Markus Gisler

ist Betriebsökonom, ehemaliger Chefredaktor von *Cash* und heute Partner einer Medienagentur.

Unterschätztes Inflationsrisiko

Von Kurt Schiltknecht — Trotz flauer Konjunktur und starkem Franken: Die Schweizerische Nationalbank will mit der Korrektur der Geldmenge zuwarten. Ein gefährliches Spiel.



Grassierender «Bernanke-Bazillus»: Nationalbanker Jordan, Hildebrand und Danthine (v.l.).

Wer sich mit Wirtschaft beschäftigt, weiss, dass Voraussagen oft Glückssache sind. Dies zeigen auch die von den Auguren in diesem Jahr laufend vorgenommenen Korrekturen der Wachstumsprognosen. Falsche Annahmen sind allerdings nur dann problematisch, wenn wichtige Entscheidungen, beispielsweise geld- oder fiskalpolitische, darauf abgestellt werden. Weil der Gang der Wirtschaft nicht zuverlässig vorausgesagt werden kann, hat sich die Schweizerische Nationalbank (SNB) während vieler Jahre und mit relativ gutem Erfolg darauf beschränkt, die Geldpolitik nur auf das langfristige Wachstum der Geldmenge auszurichten und so die Voraussetzung für Preisstabilität zu schaffen.

Seit dem Ausbruch der Finanzmarktkrise scheint die SNB ihre Geldpolitik viel stärker auf die aktuelle und die von ihr erwartete Wirtschaftsentwicklung auszurichten. Dafür schenkt sie dem Inflationsrisiko als Folge des hohen Geldmengenwachstums kaum Beachtung. So liest man im Quartalsheft 3/2009, dass sich die Inflationsprognose der Nationalbank auf die wahrscheinlichsten Annahmen zur künftigen Entwicklung der Weltwirtschaft abstütze. Die Geldmengenentwicklung scheint für die Inflationsentwicklung nebensächlich zu sein. Deshalb kann es auch nicht überraschen, dass die Nationalbank den Abbau der

zur Stabilisierung des Bankensystems unumgänglichen Ausweitung der Geldmenge bisher noch nicht thematisiert hat. Sie sagt nur, dass sie wegen der anhaltenden Unsicherheit in der Weltwirtschaft mit einem Abbau zuwarte. Sie scheint zu glauben, dass die übermässige Liquidität keine negativen Auswirkungen auf die Wirtschaft hat und dass sie das Aufkommen einer Inflation rechtzeitig erkennen kann. In der Vergangenheit mussten die Notenbanken jedoch oft die bittere Erfahrung machen, dass es für einen geldpolitischen Kurswechsel zu spät ist, wenn die inflationären Tendenzen in der Wirtschaft bereits erkennbar sind.

Kurzfristige Betrachtungsweise

Die SNB scheint vom «Bernanke-Bazillus» angesteckt worden zu sein. Ben Bernanke, der seit einigen Jahren Präsident der amerikanischen Notenbank ist, beschäftigte sich während seiner Universitätslaufbahn so ausgiebig mit der Weltwirtschaftskrise und der Deflation der dreissiger Jahre, dass sein geldpolitisches Denken davon geprägt ist. Obwohl die heutige Situation mit derjenigen der dreissiger Jahre nicht verglichen werden kann, weist er immer wieder auf die Gefahr eines Abgleitens in eine Weltwirtschaftskrise oder in eine Deflation hin. Die für nicht vorstellbar gehaltene Ausweitung der Notenbankbilanz

während der Bankenkrise macht ihm dann auch weniger Beschwerden als eine mögliche Verlangsamung des gegenwärtigen Wirtschaftswachstums.

Die SNB scheint die Lage ähnlich zu sehen. Ihre Wachstumsprognosen sind in den letzten beiden Jahren stets zu niedrig ausgefallen. Gleichzeitig weist auch sie immer wieder auf das Risiko einer Deflation oder eines erneuten Abgleitens in eine Rezession hin. Statt die Chancen des jüngsten Wirtschaftsaufschwungs und der zunehmenden Stabilisierung des Bankensystems zu einem Abbau der aufgeblähten Notenbankgeldmenge zu nutzen, hat die Nationalbank diese durch Interventionen im Devisenmarkt noch zusätzlich erhöht.

Auch in ihrer jüngsten geldpolitischen Lagebeurteilung kommt die SNB zum Schluss, dass der Zeitpunkt für einen Abbau der Notenbankgeldmenge wegen des starken Frankens und der abflauenden Weltkonjunktur noch nicht gekommen sei. Zur Rechtfertigung dient die niedrigere Inflationsprognose. Diese fällt deshalb gut aus, weil der starke Franken das Preisniveau niedrig hält.

Diese kurzfristige Betrachtungsweise ist gefährlich, denn Wechselkurse können sich rasch und in nicht prognostizierbarer Weise verändern. Ob der Franken angesichts der im Vergleich zum Ausland viel expansiveren schweizerischen Geldpolitik weiterhin stark bleiben wird, steht auf einem anderen Blatt. Ein Vergleich der heutigen Situation mit derjenigen, die nach den riesigen Devisenmarktinterventionen zur Stabilisierung des Wechselkurses Anfang der achtziger Jahre bestand, könnte für die aktuelle Beurteilung hilfreich sein. Auch damals waren die Entscheidungsträger der Meinung, dass das Inflationsrisiko wegen des sehr starken Frankens ausserordentlich gering sei und sich ein Abbau der übermässigen Liquidität nicht aufdränge. Diese Fehleinschätzung musste mit Inflationsraten von über fünf Prozent bezahlt werden.

Ein Zuwarten beim Liquiditätsabbau bringt neben dem steigenden Inflationsrisiko auch Verzerrungen in der strukturellen Entwicklung der Wirtschaft mit sich. Erste Anzeichen lassen sich im Immobiliensektor erkennen. Es wäre für die schweizerische Wirtschaft von Vorteil, wenn die SNB sich in ihren geldpolitischen Entscheidungen wieder vom Ziel der langfristigen Preisstabilität und nicht von Deflationsängsten oder vom Denken der US-Notenbank leiten liesse. Der seit vierzig Jahren anhaltende Dollarzerfall ist kein nachahmenswerter Leistungsausweis der US-Geldpolitik.



Kurt Schiltknecht

Volkswirtschaftler, ausserordentlicher Professor an der Universität Basel und Verwaltungsrat.

Sarkozy spurt vor

Von Hansrudolf Kamer — Der französische Präsident steht wegen seiner Law-and-Order-Politik in europäischer Kritik. Die Vorwürfe sind heuchlerisch und Schnee von gestern.



Rückeroberung der rechten Wählerschaft: Präsident Sarkozy.

Das Gipfeltreffen der EU in Brüssel stand letzte Woche im Zeichen der Reibereien über die französische Ausschaffungspolitik, die nicht nur die Roma betrifft. Dabei wären andere Dinge auf der Traktandenliste gestanden: der Euro-Stabilitätspakt, die Aufsicht über die nationalen Staatshaushalte, die Beziehungen zu China, Indien und Russland – alles keine nebensächlichen Themen.

Sarkozy befindet sich in bester Gesellschaft. Er spurt vor für andere europäische Länder. Der Wind hat gedreht. Die Einwanderung, die legale und illegale, und die Mängel der Integration haben eine politisch kritische Masse erreicht: Deutschland und Sarrazin, Italien und seine Ausschaffungen, die Niederlande und ihre Muslime, das jüngste Wahlergebn in Schweden.

Die Brüsseler Behörden sind nicht die schnellsten, wenn es darum geht, politische Veränderungen zu wittern. So meinte die Vizepräsidentin der Kommission, Viviane Reding, den französischen Präsidenten mit dem Nazi-Hammer weichklopfen zu müssen. Die Ausschaffung der Roma, wie die Zigeuner noch genannt werden dürfen, sei eine Situation, sagte sie, von der sie gehofft habe, dass sie Europa nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr erleben müsse. Verbaler Exorzismus statt Problembewältigung.

Der Vergleich hinkt: Gaskammern, Todeszüge und ein bequemes Flugticket nach Hause? Die Luxemburgerin hat weder historisches Verständnis noch eine politische Antenne. Wenn dies ein Indiz für den Wissensstand in der Kommission sein sollte, dann gute Nacht! Dass ihr der Kommissionspräsident Barroso zuerst beipflichtete, bevor er wieder zurückruderte, ist ein weiteres Zeichen der Ignoranz.

Alle tun es

Einwanderung und die Probleme der Personenfreizügigkeit beschäftigen fast alle EU-Mitglieder. Sarkozy hat, aus wahlpolitischen Gründen, die Abschiebung im grellen Kernalicht angeordnet, andere europäische Länder gehen diskreter vor. Roma werden abgeschoben, wenn sie gegen Gesetze verstossen, in Länder wie Rumänien, mit denen Rückführungsverträge abgeschlossen wurden: Italien, Dänemark, Belgien, Deutschland, Grossbritannien – alle tun es. Die EU hat die Probleme von «Europe whole and free» nach der Beseitigung des Eisernen Vorhangs unterschätzt.

Vor allem reiben sich die unterschiedlichen Assimilierungskulturen und Sozialsysteme der Mitgliedstaaten aneinander, auch bei der Einwanderung aus aussereuropäischen Ländern. Die Osterweiterung der EU brachte Diskriminierungsverbote in die ehemals kommunisti-

schen Länder. Doch in Rumänien, Bulgarien, Tschechien, der Slowakei und Ungarn werden sie nur schlecht durchgesetzt. Brüssel ist fern und die EU kein Zentralstaat. Jene Roma, die es können, fliehen nach Westen. Die Regeln der Personenfreizügigkeit wären klar: Wer sein Leben nicht finanzieren kann, darf ins Ursprungsland zurückgeschickt werden.

Frankreich wurde an den Pranger gestellt, weil eine zentrale Direktive an die Präfekturen, illegale Lager der Roma seien mit Priorität zu behandeln, den Medien zugespielt wurde. Die «Wegleitung» roch nach Diskriminierung, auch wenn sie nicht so gemeint war, und wurde zurückgezogen. Rückschaffungen nach ethnischen Kriterien sind nicht gestattet. Was in der Praxis geschieht, steht allerdings auf einem andern Blatt.

Sarkozy ist unter anderem deshalb gewählt worden, weil er versprach, etwas gegen die Schattenseiten unkontrollierter Einwanderung und mangelhafter Integration zu unternehmen. Seine ersten beiden Amtsjahre waren ein Warmlaufen, nun müsste er langsam Ergebnisse vorweisen: deshalb die Law-and-Order-Kampagne mit der Aufhebung der illegalen Lager und auch dem Burkaverbot. Allgemeine Verschärfungen im Strafrechtsvollzug sollen folgen.

Sarkozys Politik stösst in Frankreich genauso auf Zustimmung wie einige von Sarrazins Thesen in Deutschland. Seine Strategie ist zurzeit die «Rückeroberung» der rechten Wählerschaft, die wieder zu Le Pen und seiner Tochter wie andern rechten Splittergruppen abgewandert ist. Moralische Ermahnungen aus Brüssel helfen ihm dabei ebenso wie die aufgeregte Stimmungsmache in der deutschen Presse.

In Deutschland sorgen sich «post Sarrazin» inzwischen die SPD um ihre nationalistische Klientel und die CDU um ihren konservativen Flügel. Wenn sich selbst Sigmar Gabriel und Angela Merkel für scharfe Sanktionen gegen integrationsunwillige Ausländer aussprechen, sie mit Hasspredigern in Moscheen gleichsetzen und plötzlich erklären, man müsse vor dem «Sicherheitsgefühl der Deutschen» Respekt haben, sind das neue alte Töne. Die französische Linke ist immer noch keine wählbare Alternative zur Rechten. Deshalb werde Sarkozy, wie man im Elysée maliziös meint, in einer absoluten Wertskala gemessen. Steht ihm dereinst Martine Aubry, Dominique Strauss-Kahn, Ségolène Royal oder eine andere Galionsfigur gegenüber, wird alles relativiert. Es geht dann wieder um die Wahl des geringeren Übels. Hier fühlen sich die Franzosen zu Hause.



Hansrudolf Kamer

Dr. phil., Experte für internationale Sicherheitspolitik. Ehemals Korrespondent in Stockholm, Jerusalem, Moskau und Washington sowie Auslandchef und stellvertretender Chefredaktor der NZZ.

Federer gelassen

Von Walter De Gregorio — Die Schweiz verliert im Davis-Cup gegen Kasachstan, während Roger Federer seinem Team die Daumen drückt. Warum zieht sich der Weltstar zurück?



Zu perfekt, zu erfolgreich? Tennisprofi Federer.

Als Dwight Filley Davis 1945 verstarb, wurde das Turnier, das als «International Lawn Tennis Challenge» bekannt wurde, auf seinen jetzigen Namen umgetauft: Davis-Cup. Zu Ehren eines der Mitbegründer des Turniers, das offiziell der wichtigste Wettbewerb ist für Nationalmannschaften im Herrentennis, eine Art Fussball-WM. Davis und Freunde der Harvard University hatten ein knappes Jahrhundert zuvor entschieden, das Mutterland des Tennis, Grossbritannien, herauszufordern. 1900 hatte in Boston das erste «Länderspiel» stattgefunden, das die Amerikaner gewannen. Weitere Länder schlossen sich im Laufe der Jahre an, Belgien, Frankreich, Österreich, dann Australien und Neuseeland, die gemeinsam als «Australasia» an den Start gingen.

Im Mai 1923 bestritt die Schweiz ihr erstes Spiel. Sie gewann in Montreux gegen die damalige Tschechoslowakei 3:2, dann 4:1 gegen Argentinien in Genf, schliesslich verlor das Team um Charles Aeschliman, Charles Martin und Guy Sautter in Lyon 2:3 gegen Frankreich. Seither haben sich Material, Spieltechnik und Kleidervorschriften radikal verändert, geblieben ist die Art und Weise, wie man ein Spiel gewinnt. Nämlich mit Spielen. Daumendrücken ist eine Taktik, die bisher den Fans in den Sportstätten der Welt und den Kindern vor Weihnachten vorbehalten war, nicht den Pro-

fis. Am letzten Wochenende versuchte nun Swiss Tennis (gezwungenermassen), in Kasachstanauf diese Art zu reüssieren.

Das Unterfangen endete in Astana mit einer 0:5-Schlappe und dem Abstieg aus der Weltgruppe in die 1. Europa/Afrika-Zone. Seither fragen sich Experten, ob Roger Federer vielleicht doch hätte spielen sollen, statt in seiner Wahlheimat Dubai Babyflaschen zu wärmen. «Lässt Federer seine Kollegen im Stich?», hatte der *Blick* nach der Absage von King Roger gefragt. Zu einer klaren Antwort konnte sich das Blatt nicht durchringen. Die Sachlage sei eben «komplexer». «Umso mehr sollte Roger jetzt zusammen mit allen Tennisfans unseren Jungs in Kasachstan die Daumen drücken.»

Zum Verzicht gedrängt?

Ob eine kräftige Hand auf dem Court womöglich hilfreicher gewesen wäre als zwei gedrückte Daumen? «Federer verspielt im Davis-Cup Kredit und Glaubwürdigkeit», schrieb der *Tages-Anzeiger*. Verspielt, ohne zu spielen. Das gelingt nur einem Ausnahmekönner, der Federer zweifellos bleiben wird. Doch wie steht es um sein Umfeld? Schon am US Open sei von verschiedenen Seiten zu hören gewesen, «dass Federer zwar gerne in Astana spielen würde, er aber von seinem privaten Umfeld zum Verzicht gedrängt werde», schrieb der *Tages-Anzeiger*

weiter. Umfeld heisst Ehefrau Mirka. Roger Federer, ein Pantoffelheld? Oder einfach nur arrogant, wie manch erzürnter Fan moniert?

Das Verhältnis zwischen Roger Federer und der Schweiz ist sehr ambivalent. Der Basler sei der «perfekte Botschafter» schrieb die *Weltwoche* nach seinem Triumph in Paris 2009. In der Tat gibt es keinen Schweizer Sportler, der so erfolgreich ist wie Roger Federer und weltweit so grosse Anerkennung genießt. Und doch – oder gerade deshalb? – tun sich die Schweizer schwer mit ihm. Nur gerade 643 000 Zuschauer verfolgten die Schlussminuten von Federers Sieg in Paris, bei grossen Ski-Events und Fussball-Länderspielen sind es weit über eine Million. Und während man bei Swiss Tennis die Fans einzeln und persönlich begrüßen kann, feierten am Sonntag 18 000 Serben den Sieg ihres Teams gegen Tschechien. Für den Final gegen Frankreich im Dezember könnten «eine Million Karten» verkauft werden, sagt der ehemalige Spitzenspieler Slobodan Zivojinovic im Gespräch mit dem *Tages-Anzeiger*. US-Open-Finalist Novak Djokovic sagt, dass sein Land «endlich einmal nicht nur mit Krieg, Zerstörung und Leid identifiziert» werde. Darauf sei er stolz.

Hat die Schweiz keinen Stolz? Ist Federer zu gesättigt? Ist er gekränkt? Bei der Wahl zum Sportler des Jahres 2005 stiessen die Zuschauer das Verdikt der Sportjournalisten, die Federer als Sieger erkoren hatten, zugunsten von Töffenfahrer Tom Lüthi um. Und dies zu einem Zeitpunkt, als Federer in Top-Form war. 81 von 85 Spielen hatte er gewonnen, 11 von 15 Turnieren. Doch er wurde vom TV-Publikum auf Platz drei verbannt, hinter Lüthi und gar hinter Eiszwirbel Stéphane Lambiel. Wenig später wurde Federer von einem internationalen Gremium zum Weltsportler des Jahres gewählt.

Ist Federer zu perfekt für die Schweiz? Zu erfolgreich? Zu sehr Kosmopolit? Vielleicht werde sich Federer nach dieser Brüskierung überlegen, ob er weiterhin für die Schweiz am Davis-Cup teilnehmen soll, schrieb Tennisjournalist und Federer-Biograf René Stauffer damals.

Hat Federer keinen Bock mehr auf den Davis-Cup, weil er keinen Bock mehr hat auf die Schweiz? Er (oder Mirka) müsste Klartext reden, endlich – und nicht erst 48 Stunden vor dem ersten Satz im Davis-Cup. Allein dies kann man ihm vorwerfen: Swiss Tennis zu lange im Ungewissen gelassen und das Daumendrücken als Trainingseinheit eingeführt zu haben. Professionelles Verhalten sieht anders aus. Liebe zum Heimatland auch.



Walter De Gregorio

Historiker, ehemaliger Sportchef und stellvertretender Chefredaktor der *Blick*-Gruppe, langjähriger Italien-Korrespondent.

Mörgeli

Berner Machthaberin

Von Christoph Mörgeli

Die *Sonntagszeitung* hat unlängst SP-Fraktionschefin Ursula Wyss zur mächtigsten Persönlichkeit unter den Schweizer Parlamentariern gekürt. An dieser Wahl bastelten hauptsächlich die zwei Bundeshausredaktoren Denis von Burg und Andreas Windlinger – zwei Berner. Folgerichtig fiel das Urteil der beiden Berner auf die Bernerin. Mit einem kleinen Kniff: Der *Tages-Anzeiger* wurde für die Wertung nicht berücksichtigt, weil sonst «die Zürcher Parlamentarier überproportional viele Nennungen erhalten hätten». Berücksichtigt wurden hingegen politisch so schwergewichtige Titel wie *Coop-Zeitung*, *Migros-Magazin* und *Schweizer Illustrierte*.

Selbstverständlich sind sechs der sieben Letztplatzierten SVP-Vertreter. Selbstverständlich sind neunzehn der zwanzig Letztplatzierten Männer. Mit ähnlich eindrücklicher Wissenschaftlichkeit wurde der persönliche Einfluss der Parlamentarier gewichtet: nämlich durch das Kollegenurteil einer «Reihe von Gewährsleuten». Es versteht sich, dass diese anonymen Einflüsterer der Weltsicht der Journalisten nahestanden. Wie sonst könnte die *Sonntagszeitung* die Siegerin Wyss als «ausgleichende Kraft» in der «pragmatischen Mitte der SP» abfeiern?

Damit gelangen wir vom Elend der Medien zum Elend der Politik: Die Rangliste der «Machthaber» ist möglicherweise wirklich Abbild des Zustandes der Schweiz. Den Takt bestimmen heutzutage tatsächlich die jungen Wilden. Linke mit Einfluss, weil ihnen die Mitte auf den Leim kriecht. Die Generation Gambling der Wyss, Darbellays und Markwalders. Berufspolitiker, die spielerisch Strippen ziehen, die Abwahl Blochers organisierten und sich über den Coup freuten wie kleine Kinder – ohne die Folgen für das Land zu bedenken.

Der Grundsatz dieser neuen Gattung von Politprofis heisst Grundsatzlosigkeit. Ursula Wyss kämpfte gestern als Projektleiterin des WWF für die Erhaltung des Regenwaldes. Heute kämpft die Präsidentin des Fördervereins Waldstadt Bremer für eine 10000-Personen-Überbauung unter Abholzung und Zubetonierung des Bremgartenwaldes. Immer mit dem passenden Wortschwall. Denn ein Kriterium der Parlamentarier-Rangliste war auch, wer in den «Debatten das Wort ergreift». Frau Hürzeler, meine Nachbarin, könnte Wyss auf dem Podest glatt gefährlich werden. Denn sie spricht fast so viel. Und fast so schnell.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Franken zerstört Arbeitsplätze

Von Peter Bodenmann — Weil die Schweizer Währung immer stärker wird, drohen Unternehmer mit dem Wegzug.



Japanische Grippe statt Aufschwung: Peter Spuhler.

Die Nationalbank wollte noch im Frühling dieses Jahres den Euro nicht unter Fr. 1.40 fallen lassen. Und kaufte deshalb wie wild Euros. Weitgehend erfolg- und folgenlos. Denn der Franken ist längst zu einem internationalen Spekulationsobjekt wie Öl, Gold und Getreide geworden. Von diesen Spekulationen profitiert der Finanzplatz Schweiz. Um den Franken noch stärker zu machen, um noch mehr Geld in die Schweiz zu holen, drängen die Banken und ihre Analysten seit Monaten die Nationalbank zu einer Zinserhöhung.

Das Resultat dieser Politik wird langsam in Umrissen klar: Der starke Franken zerstört in der Schweiz absehbar 100 000 Arbeitsplätze. Unternehmer wie Peter Spuhler drohen offen mit der Verlagerung der Produktion in das Ausland. Statt Aufschwung droht uns jene japanische Grippe, die Nippon seit bald fünfzehn Jahren wirtschaftlich lähmt.

Bisher war für die Gegner eines EU-Beitrittes klar: Der Schweizer Franken ist ein Standortvorteil für die Schweiz. Selbst der Think-Tank Avenir Suisse übernahm ungeprüft dieses Glaubensbekenntnis.

Es gibt zwei Möglichkeiten: Die Nationalbank kann den Kurs des Frankens im Interesse des Denk- und Werkplatzes steuern. Oder aber die Macht der Banken ist zu gross, und die Schweiz muss besser früher als später den Euro übernehmen. So wie dies alt Bundesrat Pascal Couchepin befürchtet und hofft.

Zurzeit ist die Nationalbank die Gefangene ihrer bisherigen Politik. Sie hat erfolglos mehr als hundert Milliarden Euro gekauft. Deshalb hat sie Angst – zusammen mit der Politik –, drei Massnahmen zu ergreifen:

1— Mittels eines Dringlichen Bundesbeschlusses werden Hersteller, Importeure und Verkäufer ausländischer Waren gezwungen, ihre erzielten und bisher zurückbehaltenen Währungsgewinne an die Konsumenten weiterzugeben.

2— Für spekulative Frankenanlagen werden Negativzinsen eingeführt. Und dies, bis der Kurs des Euro wieder über Fr. 1.45 liegt.

3— Bis alles wirkt, können die unter der Frankenschwäche leidenden Sektoren den Euro für Fr. 1.45 wechseln lassen.

Eigentlich müssten die Gegner eines EU-Beitrittes dies fordern und die Verteidiger des Schweizer Frankens auf die Barrikaden steigen. Sie tun es – mit wenigen Ausnahmen wie Peter Spuhler und Otto Ineichen – nicht.

Die fehlende Debatte spiegelt sich bei den Bundesratswahlen. Niemand von den inzwischen Gewählten und Nichtgewählten wurde zum harten Franken befragt oder hat dieses Thema selber aufgegriffen. Stattdessen betonen alle, dass von ihnen in Sachen lähmender Konkordanz mit Sicherheit nicht die geringste Gefahr ausgeht. Leider.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

No Business Like Show Business

Von Kurt W. Zimmermann — Eine Rose für Ringier: Das Haus hat von allen Grossverlagen die unterhaltsamste Strategie.

Diese Woche fand in Luzern die Rose d'Or statt. Die Rose d'Or ist das wichtigste Fernsehfestival Europas. Seit fünfzig Jahren werden die besten TV-Shows mit einer Goldenen Rose prämiert.

Ich kenne das Festival recht gut, weil ich mal Mitbesitzer war. Vor 2006 waren wir als Inhaber der Rose d'Or zu viert. Dann verkauften wir die Markenrechte an die Event-Agentur von Freddy Burger. Drei Jahre später verkaufte Burger sie an Ringier weiter.

Dass das Festival 2010 nun bei Ringier landete, ist folgerichtig. Ringier ist das einzige Schweizer Medienhaus, das die Zeichen der Zeit konsequent umsetzt. Die Zeichen der Zeit heissen Unterhaltung und Transaktion.

In der Unterhaltung hat Ringier inzwischen eine hübsche Palette zusammen, die auch bei der Wertschöpfung Sinn macht. Neben der Rose d'Or ist man beim Konzertveranstalter Good News mit 48 Prozent beteiligt. Für Events braucht es Eintrittskarten, weswegen Ringier Ticketcorner kaufte, gemeinsam mit Europas Marktleader Eventim. Im TV-Fach ist das Haus hälftig an Sat 1 Schweiz beteiligt und hält einen Drittel des Pay-TV-Anbieters Teleclub. Dazu kommen Radios wie Energy, das voll auf Unterhaltung ausgerichtet ist und deshalb Probleme mit der Konzession bekam.

Interessant daran ist der Gegensatz zu den zwei letzten verbliebenen Konkurrenten im nationalen Markt. Sowohl Tamedia wie auch die NZZ-Gruppe haben kein Angebot im Markt, das auf reine Unterhaltung ausgerichtet ist. Auch ihre TV- und Radio-Stationen wie Tele Züri, Radio 24, Tele Ostschweiz und Radio Pilatus setzen in höherem Masse auf Information. Die Zeitungen tun das ohnehin.

Das ist einigermaßen erstaunlich, wenn man sieht, wie Entertainment und Events an Umsatz gewinnen und wie Information und News verlieren. Es ist der Gegensatz zwischen der Medienwelt von morgen und jener von gestern.

Sichtbar wird das auch im Internet. Auch hier hat sich in der Branche die Erkenntnis etabliert, dass mit Information kein Geld oder nur wenig Geld zu verdienen ist. Geld verdient man mit Shopping, also mit der spassigen Seite des Geldausgebens. Der Unterschied zwischen den Grossverlagen ist ebenso bemerkenswert.

Tamedia und NZZ investieren Millionen in ihre Online-Redaktionen. Bei Tamedia arbeiten sechzig Journalisten für das sogenannte *Newsnetz*. Noch mehr sind für die Seite von 20



Konkrete Produkte: CEO Michael Ringier.

Minuten im Dienst. An beiden Orten produziert man gutbeachtete News. Dennoch schaut wenig bis nichts heraus, weil die Kunden nichts bezahlen. Wenn Tamedia seine Journalisten zum Pilzesammeln in den Wald schicken würde, wäre der Profit mit Sicherheit höher.

Ringier hingegen geht genau in diese Richtung. Als einziges Medienhaus in der Schweiz verkauft man in grossem Stil konkrete Produkte. Auf www.geschenkidee.ch gibt es Tausende von Präsenten, von Duftkerzen bis zu Ohrringen. Und www.bettybossi.ch liefert das Sortiment für die Küche, vom Mixer bis zum Tomatenmesser.

Nun ist Ringier noch einen Schritt weiter gegangen und hat www.vanilla.ch lanciert. Das ist eine Verkaufsplattform, auf der Retailer von Mobilezone bis Fielmann ihre Telefone und Brillen anbieten können. Bezahlt wird mit Kreditkarte oder Handy. Von den daran beteiligten Banken bekommt Ringier Provisionen. Dazu kommen Flat Fees der beteiligten Partner.

Natürlich ist es etwas bizarr, wie Medienhäuser nun zu Handelshäusern werden. Sie müssen, weil sie mit Informationen im Netz kein Geld machen. Mit Transaktionen aber verdienen sie Geld. Das ist der Unterschied von Infos zu iPhones, Brillen, Duftkerzen und Kochlöffeln.

Auch bei der Rose d'Or kostet der Eintritt: 870 Franken. Alle zahlen widerspruchslos.

2 000 000 Franken für albanische Website

Von Philipp Gut

«Plateformë interneti në ndërtim e sipër», heisst es auf der Website Albinfo.ch. Oder zu Deutsch: «Internetplattform im Aufbau». Das Projekt wird seit Anfang Mai mit namhaften Beiträgen der Schweizerischen Eidgenossenschaft unterstützt mit dem doppelten Ziel, dass a) sich die «albanischsprachige Diaspora» «aktiv» integriert und dass b) die «soziale, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung» in den Herkunftsländern gefördert wird.

In einem Beitrag der Zeitschrift *Terra cognita*, die die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen (EKM) herausgibt, wird eine weitere Absicht des Projekts genannt; es geht auch um die Schweizer. Die Website richte sich «nicht nur an Migrantinnen und Migranten, sondern auch an all jene, die mehr über diese nach wie vor mit Vorurteilen behaftete Bevölkerungsgruppe wissen möchten». «Insbesondere Personen aus dem Kosovo» seien «mit einem negativen Image belegt». Dies habe «Auswirkungen auf ihren Integrationsprozess und ihre Motivation, sich stärker einzubringen». Mit der Einrichtung einer «interaktiven Plattform» solle «dieser Problematik entgegengewirkt werden».

Der Bund lässt sich Aufbau und Betrieb der Website in der fünften Landessprache einiges kosten. Verschiedene Verwaltungsstellen investieren Steuergelder in sechsstelliger Höhe. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) will für die nächsten drei Jahre ein «Phasenbudget» von 470 000 Franken zur Verfügung stellen. Grosszügig zeigt sich auch die Kommission für Migrationsfragen. Allein für 2010/2011 steht unter dem wohlklingenden Titel der Förderung der «Citoyenneté» ein Betrag von 194 000 Franken bereit.

Gemäss dem Businessplan der Website-Betreiber verursacht das Projekt in den nächsten fünf Jahren Kosten von 1 988 000 Franken, also von nahezu zwei Millionen. Geplant sei «eine wachsende Eigenfinanzierung durch Sponsoring des Privatsektors», schreibt die Deza. Ob das wirklich eintreffen wird, bezweifeln offenbar selbst die staatlichen Entwicklungshelfer. In einer Risikoanalyse kommen sie zum Schluss, die «Hauptaufgabe» liege darin, dass dem Projekt der «operative Durchbruch» gelinge, sprich: dass die Website genügend Benutzer und Sponsoren finde.

Auf absehbare Zeit finanziert sich die Albaner-Site fast vollständig durch den Schweizer Staat.

Leserbriefe

«Willkommen in Mümliswil!»

Rita Füeg

Nicht unterkriegen lassen

Nr. 37 – «Die Schweiz bleibt attraktiv»;
Carmen Gasser über das Gemeinde-Rating

Die Gemeinde Mümliswil-Ramiswil ist mit Ihrer Auswertung in Unnade gefallen. Nach Ihren Kriterien komme ich nicht um den Eindruck herum, dass das Wohlergehen in den Gemeinden zu einseitig nach Vermögenswerten gewichtet wird. Mümliswil-Ramiswil erfreut sich eines aktiven Dorf-, Vereins- und Kulturlebens. Die Jugend ist engagiert und mit der Heimat inmitten des Naturparks Thal verwurzelt. Die Landpreise erlauben es auch normal verdienenden Familien, ein Haus zu bauen. Wir bleiben dran und lassen uns nicht unterkriegen. Echte Lebensqualität lässt sich nicht an Geld und in Excel-Listen messen, sondern am gesunden Lebensgefühl. Besuchen Sie uns, und verschaffen Sie sich ein wahres Bild. Willkommen in Mümliswil-Ramiswil!

Rita Füeg, Mümliswil

Mindestens 25 Prozent Eigenkapital

Nr. 37 – «Schwache Fortsetzung»;
Pierre Heumann über Banken-Eigenkapital

Dem Basel-III-Kritiker Peter Kurer ist entgegenzuhalten, dass eine solche generelle Vorgabe jedenfalls für die Schweiz ungenügend wäre. Denn wir können uns den Untergang einer systemrelevanten Grossbank ebenso wenig leisten wie eine erneute Rettung einer solchen Bank mit Staatsmitteln. Somit entfällt die Staatsgarantie, und diese Banken haben ihre ständige Stabilität eigenverantwortlich zu gewährleisten, selbst bei einem Finanz-«GAU».

BERGBAHNEN, SPA-WELLNESS INKLUSIVE!

DAS «GROSSE, STILLE LEUCHTEN»

im spätsommerlichen Engadin erleben.
Grosser SPA-POOL-BEAUTY & Therapie-Bereich –
Kinderclub – Tennis (kostenlos) – Wandern – Golf –
Reiten – Surfen – Biken ...

Zimmer/Frühstück ab CHF 145.– pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 17. Oktober 2010

CP CRESTA PALACE
Celerina Hotel - Spa

Cresta Palace Hotel CH-7505 Celerina/St. Moritz
Tel. 081 836 56 56, Fax 081 836 56 57, www.crestapalace.ch
H.P. + E. Herren



Tiefe Steuern, hohe Lebensqualität: die besten Gemeinden der Schweiz.

Dazu dürfte eine Quote von mindestens 25 Prozent Eigenkapital von der Bilanzsumme unerlässlich sein. Folglich müssen CS und UBS rasch über mehr Eigenmittel verfügen und zugleich ihre Bilanzsummen verringern. Der damit verbundene Bonitätsgewinn hätte nur langfristige Vorteile. *Hanspeter Bornhauser, Bottmingen*

Fragwürdiger Verwaltungsapparat

Nr. 37 – «Scheinarbeit für Stellenlose»;
Daniel Glaus über die RAV

Der Beitrag trifft ins Schwarze. Der grösste Teil des Kostenaufwandes für Beschäftigungsprogramme und Kurse geht ins Leere. Am ehesten wirksam sind solche Massnahmen allenfalls noch bei jungen Arbeitslosen, deren Chancen auf dem Arbeitsmarkt noch einigermaßen intakt sind. Sechzigjährige in Weiterbildungskurse und in Beschäftigungsprogramme zu stecken, ist dagegen unsinnig. Da wird unnötig viel Geld zum Fenster hinausgeworfen. Besonders fragwürdig ist der massiv gewachsene Verwaltungsapparat der RAV. Da wird schwergewichtig kontrolliert und verwaltet, Arbeit vermittelt wird nur in seltenen Fällen – vornehmlich in solchen, bei denen die Stellenlosen auch ohne staatliche Mithilfe wieder Arbeit gefunden hätten. Die zahlreichen RAV-Mitarbeitenden sind hauptsächlich damit beschäftigt, Protokolle zu schreiben und nicht enden wollende Formularkaskaden mit Kreuzchen und Häkchen zu versehen. Die Arbeitsvermittlungszentren sollten deshalb ehrlicherweise in Taggelder-Kontrollstellen umbenannt werden. Mindestens die Hälfte des heutigen Aufwandes für die RAV könnte für diese Aufgabe eingespart werden.

Hans Huber, Winterthur

Exportartikel aus den USA

Nr. 36 – «Es gibt keine Ausnahmen»;
Interview mit Profiler Dan Korem

Der Journalist und Profiler Dan Korem empfiehlt sich für eine «Blitzanalyse» zur Früherkennung von Gewalttätern, eine Methode, die in den USA breitflächig eingesetzt werde. Grosszügig vermischt er dabei den, wie er es nennt, «Zufallstäter» (was er damit meint, bleibt nebulös) mit «Schul-Amokfällen». Sodann fällt ihm ein «Muster» auf, gemäss dem die Schweiz über «ideale Bedingungen für einen Schul-Amoklauf» verfügen soll. Amok an Schulen ist aber zum überwiegenden Teil ein Exportartikel aus den USA. Im Jahre 2000 waren weltweit zehn Amokläufe zu verzeichnen, davon acht in den USA. 2006 gab es fünf Amokläufe in den USA, zwei in der übrigen Welt. Wer glaubt, man könnte Korems Rezepte auf die Schweiz übertragen, der sei an die Risiken und Nebenwirkungen erinnert: Schwächung des Zusammenlebens und der Unschuldsvermutung. Wie der Fall Biel einmal mehr zeigt, sind die meisten gefährlichen Täter bereits früher durch Delikte aufgefallen. Hier sollte man ansetzen, bevor man zum präventiven staatlich gestützten Screening Unschuldiger und sogar Minderjähriger schreitet.

Dr. med. Catja Wyler van Laak, FMH Psychiatrie und Psychotherapie, Zert. Forensische Psychiaterin (SGFP), Zürich

Nicht nur «unsäglich arrogant»

Nr. 37 – «Hitler wäre explodiert»;
Interview mit Historiker Antony Beevor

Endlich mal eine realistische Bewertung Montgomerys. «Monty» war aber nicht nur «unsäglich arrogant», sondern auch feige.

1944 hatte er zusammen mit General Browning die Operation «Market Garden» verbockt. Viele Soldaten mussten dies mit ihrem Leben bezahlen. Doch die beiden Briten dachten nicht daran, für ihre Fehler geradestehen, suchten und fanden im tapfer kämpfenden polnischen Fallschirmjäger-General Sosabowski einen Sündenbock. Erst Jahrzehnte später wurde der Pole, der seinerzeit Montgomery und Browning vor einer Katastrophe gewarnt und mit seiner Warnung recht behalten hatte, rehabilitiert (etwa im Film «Die Brücke von Arnheim» mit Gene Hackman in der Rolle des Generals Sosabowski). In einer grossen Feier gedachte übrigens auch die niederländische Königin Beatrix 2006 des polnischen Generals und zeichnete ihn und seine Luftlandebrigade mit höchsten Orden aus. Zuvor hatte London diese Ehrung immer wieder erfolgreich verhindert. *Frank Plopa, St. Gallen*

Scharfsinnig

Nr. 37 – «Ich kippe nicht sofort um»;
Interview mit Karin Keller-Sutter

Das Interview beweist es: Karin Keller-Sutter ist eine Spitzenpolitikerin von Weltformat. Selbst im aggressiv geführten *Weltwoche*-Interview mit verfänglichen und suggestiven Fragen liefert sie klare, souveräne und nachvollziehbare Antworten. Ihre Geradlinigkeit und ihre scharfsinnige Argumentation wirken überzeugend und vertrauensfördernd.

Hannes Walser, Fislisbach

Ohne mit der Wimper zu zucken

Nr. 37 – «Darf man das?»;
Frage zum Bikinitragen im Alter

Als Frau um die sechzig, die regelmässig einen Kilometer schwimmt (zurzeit im Neoprenanzug bei 16 Grad Wassertemperatur) und auch ab und zu mit dem Velo dreissig bis fünfzig Kilometer fährt, trage ich, ohne mit der Wimper zu zucken, einen Bikini in der Badi. Ich gehe ja schwimmen und bin nicht dort, um irgendwelchen Männern zu gefallen. Dazu

kommt, dass man in Zürich als Frau von vierzig Jahren an als Neutrum gilt, das heisst: nicht mehr als Frau vorhanden ist, nicht mehr wahrgenommen wird, nicht mehr existiert. Auch deshalb habe ich überhaupt kein Problem, einen Bikini zu tragen. Es sieht mich ja keiner mehr. Ein anderes Kapitel sind allerdings die Männer ab 45 mit Schmerbauch und ungepflegten Füssen. Die tragen auch keine Ganzkörperbadekleider.

Caecilia Püschel, Zürich

Gute Berater

Nr. 37 – «Kräutergarten und schwarze Socken»;
Kurt W. Zimmermann über Politiker im Netz

Nach der Theorie von Kurt W. Zimmermann hängt die Qualität einer Bundesratskandidatur vor allem von der Auswahl eines guten Webdesigns ab. Das würde dann auch erklären, warum sich in Bundesbern so viele Berater tummeln. Für das Amt einer Bundesrätin wären danach nicht die Qualitäten guter Persönlichkeiten wichtig, vielmehr die Qualität guter Berater. Die Namen der Amtsinhaberinnen und Amtsinhaber wären austauschbar.

Willy Fasler, Thun

Laufend frische Aussenluft

Nr. 37 – «Zertifizierte Gifte»;
Silvio Borner über Klimavorschriften

Ich schätze die Wirtschaftskolumnen in der *Weltwoche* sehr. Dieser Artikel scheint mir jedoch nicht ausgewogen wegen des letzten Drittels. Tatsächlich ist es so, dass durch die immer dichter werdenden Gebäudehüllen die Schadstoffbelastung in den Innenräumen ein Problem darstellen könnte. Gerade deshalb tauscht man bei modernen Komfortlüftungen die Innenluft laufend durch frische Aussenluft aus. Durch einen Wärmetauscher wird die Energie der Abluft der Zuluft wieder zugeführt. Darauf müsste hingewiesen werden. Ebenfalls ist es so, dass weder bei Minergie noch bei Minergie-P-Gebäuden Fenster a priori nicht geöffnet werden dürfen.

Thomas Kämpfer, Burgdorf

Weltwoche allgemein

Ich benutze drei bis fünf Artikel aus jedem Heft beim Deutschunterricht mit den Germanistikstudenten des zweiten, dritten und vierten Studienjahres unserer Universität. Die Brisanz der Beiträge, ihre Objektivität und die Vielseitigkeit der Beleuchtung der Probleme ist einmalig. Keine andere europäische Zeitung oder Zeitschrift zeigt so viel Mut, die Wahrheit auszusprechen und sich für sie einzusetzen, wobei man stichhaltige Argumente anführt, die wirklich die jungen Leute überzeugen.

Dr. Saulius Lapinskas, Universität Vilnius, Litauen

cultimo

DAS KULTURREISEPROGRAMM
VON KUONI.

Saisonprogramm 10/11

>>> Jetzt Plätze sichern und
Kulturerlebnis buchen!

>>> Höhepunkte der Saison -
nicht verpassen

05.- 07. NOVEMBER 2010

Treffen Sie
David Garrett

Persönliche Begegnung und
Konzertbesuch in Düsseldorf.
Nur noch wenige Plätze verfügbar!

04.- 07. NOVEMBER 2010

Modereise
mit Bolero

Exklusiver Besuch bei einem
weltbekannten Luxuslabel
in Paris

>>>
Frühzeitig
buchen -
begrenzte
Teilnehmerzahl!

Weitere
kulturelle
Begegnungen:

MUSIK-HIGHLIGHTS

Klassische Klänge von
Budapest bis Norwegen

LITERATUR-BEGEGNUNGEN

Persönliches Treffen mit
berühmten Autoren mit Diogenes

ARCHITEKTUR-ENTDECKUNGEN

Historie bis Moderne,
Ägypten bis USA

GOURMET-GENUSS

Trüffel, Wein oder Champagner
in Frankreich und Italien

Gerne beraten wir Sie persönlich:

Telefon: +41 44 277 4151

E-Mail: cultimo@kuoni.ch

in Ihrer Kuoni-Filiale oder jedem guten
Reisebüro. NEU! Besuchen Sie cultimo
auch im Internet unter www.cultimo.ch.

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Zustand des wilden gegenseitigen Begehrens: Nach rund drei Monaten wird der Kopf wieder frei für die Arbeit.

Wenn die Lust sich davonmacht

Die Paare, die keinen Sex mehr miteinander haben, werden immer zahlreicher und immer jünger. Forscher und Therapeuten sind besorgt. Dem Zusammenleben ist die Unlust im Bett selten zuträglich.
Von Beatrice Schlag

Für Martina war Sex immer eine Freude gewesen. Sie fühlte sich danach, als hätten sich ihre Batterien wieder aufgeladen, und sie genoss die Nähe zu Patrick, ihrem Ehemann. Es war wie ein Kitt, der sie verband. Aber dann hatte die 37-Jährige zwei kleine Kinder, ein neueröffnetes Geschäft und einen Haushalt, um die sie sich kümmern musste. Ausserdem gab sie nebenher Yoga-Unterricht. Es war alles zu viel. Häufig ging sie vor ihrem Mann ins Bett und schlief bereits, wenn er sich dazulegte. Wollte er Sex, sagte sie, sie sei zu erledigt. Es war die Wahrheit. Er versuchte, sie mit Kerzenlicht im Schlafzimmer in Stimmung zu bringen. «Kaum sah ich es flackern, dachte ich: «Bitte nicht wieder die Kerze», sagte Martina, «ich hatte das Gefühl, ich müsse etwas geben, was ich gar nicht geben kann.»

Astrid und Jonas waren nie zügellose Liebhaber gewesen. Sein Orgasmus war meist

schon vorbei, bevor sie richtig in Schwung kam. Darüber reden konnten sie beide wenig. Trotzdem wurde Sex erst ein Problem, als sie nach vier Jahren zusammazogen. Jonas hatte plötzlich immer seltener Lust. Und Astrid gehört zu den Frauen, die erst durch männliches Begehren mutig genug werden, die Initiative zu ergreifen. Sie hatten manchmal wochen-, dann monatelang keinen Sex mehr. Aber es gab eine beträchtliche Wohligkeit in der Beziehung ausserhalb des Schlafzimmers.

Als die damals 34-Jährige einmal aus der Dusche kam, sah der gleichaltrige Jonas sie von Kopf bis Fuss an und sagte: «Das gefällt mir alles sehr. Leider macht es mich überhaupt nicht an.» Den Satz, sagt sie, habe sie ihm nie verziehen: «Ich verstand nicht, warum er mich so verletzen wollte. Und ich wusste, wenn ich ihn frage, sagt er, er sei doch nur ehrlich gewesen.» Sie verliess ihn wenige Monate später

und kehrte dann wieder zurück. Plötzlich schlief er wieder mit ihr und konnte nicht sagen, warum. Es bereitete ihr weder Genugtuung noch Freude. Nach ein paar Monaten beendete sie die Beziehung: «Das schweigende Nebeneinander, über das wir nicht hinaus kamen, machte mich krank.»

Ende des heterosexuellen Zeitalters

Dass Ehen und Partnerschaften immer zahlreicher und vor allem immer früher zu sexuellen Einöden werden, erzählen uns Sexualforscher und Therapeuten seit einigen Jahren mit immer dringlicherer Besorgnis. Schon 1995 hatte der inzwischen verstorbene deutsche Sexualforscher Ernest Bornemann das baldige Ende des heterosexuellen Zeitalters prophezeit. Gunter Schmidt, Sexualforscher in Hamburg, stellte in Untersuchungen bei 60 Prozent der Frauen und 15 Prozent der Män-

ner sexuelle Lustlosigkeit fest. In einer Titelgeschichte berichtete *Newsweek* 2003, dass nach Schätzungen von Psychologen in den USA bis zu ein Fünftel aller Paare in einer sexlosen Ehe lebten. Als sexlos werden Ehen definiert, in denen Paare nicht mehr als zehnmal im Jahr Geschlechtsverkehr haben. In Wahrheit, sagte die New Yorker Familientherapeutin und Autorin Michele Weiner Davis, liege die Anzahl der DINS (Dual Income, No Sex) genannten Eheleute «krass höher». «Dr.Phil», berühmtester amerikanischer Fernsehpsychologe, gab ihr recht: «Die Epidemie sexloser Ehen ist nicht zu leugnen.»

Noch fehlen in der Schweiz Statistiken darüber, in wie vielen Ehen sich der Sex davon geschlichen hat. Und wenn es sie gäbe, würde ihnen niemand trauen. Wer lügt nicht lieber, zumal für eine statistische Umfrage, als zuzugeben, dass mit dem Partner sexuell nichts mehr läuft, obwohl beide körperlich gesund und noch weit weg von Midlife-Crisis und Menopause sind? Dass dem einen oder dem andern beim Zusammenleben einfach die Lust an körperlicher Intimität abhanden kommt, ist bis heute als Gesprächsstoff tabu. Meist weiss man nicht einmal von seinen engsten Freunden, ob das Sexualleben in ihren Partnerschaften serbelt oder blüht. Erst wenn sie sich scheiden lassen, sagt manchmal jemand, es sei ja auch sexuell schon lang nicht mehr gutgegangen. Auch? Ist mangelnde Lust auf Sex ein Problem wie herumliegende Socken oder Haare in der Bürste?

Arbeit, Bier, Freunde

Eine Ahnung davon, wie verbreitet das Phänomen sexlosen Zusammenlebens auch bei uns ist, geben die immer wiederkehrenden Leserfragen bei den Sexualberatern von *Blick* und anderen Medien: «Mein Freund, 23, und ich, 22, sind fast vier Jahre zusammen und hatten eigentlich nie sexuelle Probleme. Mir fehlt einfach die Lust! Ich habe den Kopf nicht frei für Sex. Dabei bin ich noch so jung.» – «Mein Freund, 31, und ich, 30, sind seit sechs Jahren zusammen. Im Grossen und Ganzen sind wir glücklich. Ausgenommen, dass er seit zwei Jahren nicht mehr mit mir schläft. Es sei für ihn nicht wichtig, sagt er. Und: Das komme schon wieder, ich müsse ihm nur Zeit geben. Aber es kommt eben nicht!» – «Meine Frau, 43, und ich, 37, sind eigentlich glücklich, aber wir schlafen seit einiger Zeit nur noch zwei- oder dreimal im Monat zusammen. Vor wenigen Tagen sagte sie, sie habe keine Lust mehr, weder auf mich noch auf andere Männer. Ich würde ihr gerne helfen, weiss aber nicht wie.»

Sie kenne nur sehr wenige Paare, sagt die Zürcher Paartherapeutin Elisabeth Wirz-Niedermann, die sich mit einem sexlosen Zusammenleben auf Dauer ohne Probleme hätten abfinden können (siehe Seite 34). Kein Wunder. Paare haben nur in den seltensten Fällen ge-

nau gleich viel Lust auf Sex, ausser am Anfang, wenn sie sich verlieben. Am Anfang lassen die meisten alle Termine sausen, die sausengelassen werden können, um übereinander herzufallen, Sex zu haben, zu schmusen und sich einmalig verstanden zu fühlen. Der Zustand des bedingungslosen und wilden gegenseitigen Begehrens hält nach Erfahrung von Paartherapeut Klaus Heer meist etwa drei Monate an. Dann wird der Kopf wieder frei für die Arbeit;



«Es bröckelt»: Paarberater Heer.

die Lust auf ein Bier mit Freunden oder Freundinnen, auf Sport und Fernsehen kehrt zurück.

«Nach neunzig Tagen», sagt Heer, «merken fast alle, dass die strahlende Anfangszeit zu Ende geht und dass der Sex mehr und mehr eintrübt. Sie realisieren, dass etwas getan werden muss, damit Lust und Begehren nicht bröckeln. Das ist ein Schock, auf den viele Paare mit Angst und Hilflosigkeit reagieren. Dabei wäre es so wichtig, die Staus und Stockungen, die sich leider schnell einstellen, zu benennen. Werden sie verschwiegen, haben sie die Tendenz, das sexuelle Glück langsam zu ersticken. Stumme Sexualität verkümmert. Wenn Sex nicht jeden Tag einmal Thema ist, verschwindet er aus unserem Leben schneller, als uns lieb ist.»

Tod durch Stillstand

Ebenso riskant wie das Schweigen ist für die Sexualität die offenbar weitverbreitete Hemmung, im Bett immer wieder einmal etwas Neues auszuprobieren. Die britische Psychologin Pam Spurr befragte über 400 Patienten nach ihren sexuellen Praktiken und war schockiert: Neunzig Prozent der Befragten hatten nach dem ersten Jahr Zusammenleben nichts Neues mehr mit dem Partner ausprobiert. Auf sexueller Ebene lief danach bei jeder Begegnung genau dasselbe ab. Nach ihrer Erfah-

rung, sagt Spurr, werde ein solches Paar «nach zwei Jahren Partnerschaft mit ziemlicher Sicherheit nie mehr etwas Neues versuchen». Mit anderen Worten: Der sexuelle Tod durch Stillstand ist absehbar.

Kein Eheberater kann und will sagen, wie viel Sex ein Paar haben sollte. Aber die meisten sind sich einig, dass Sexualität dem Zusammenleben guttut, ob man sich auf dreimal im Monat oder zweimal in der Woche einpendelt. Sie schafft eine Intimität, die bindet. Einig sind sie sich auch, dass es in jedem Zusammenleben sexuell intensivere und weniger intensive Zeiten gibt. Findet Sex jedoch über Monate plötzlich deutlich weniger statt, ist das ein so zuverlässiger Indikator für Beziehungsschwierigkeiten wie das Verschwinden der Laubfrösche für Umweltprobleme.

Die Gründe, warum sexuelle Unlust in einer hochsexualisierten Welt ein weitverbreitetes Phänomen wurde, sind nicht auf einen Nenner zu bringen. Der am leichtesten dingfest zu machende Grund ist die lusthemmende Wirkung der immer häufiger verschriebenen Antidepressiva. Als andere Auslöser werden gesellschaftliche Veränderungen vermutet. Geburtenkontrolle, die Möglichkeit zur Abtreibung, die Zunahme der Anzahl erwerbstätiger Frauen und deren finanzielle Unabhängigkeit machten das, was einst eheliche Pflichten hiess, in den letzten vierzig Jahren zu einer Option. Die Forschung über weibliche Sexualität und die Erkenntnis, dass nur wenige Frauen mit kurzem Rammsex Erfüllung finden, entfachten Diskussionen in Millionen von Ehen. «Die Männer müssen zunehmend mit selbstbewussten Frauen rechnen, auch im Bett», sagt Klaus Heer. «Nur müssen die Frauen noch einen Schritt weiter tun. Bisher wissen sie nur: So nicht! Wie dann, ist ihnen noch nicht klar und lässt auch ihre Partner oft hilflos und überfordert zurück.»

Riskant ist die weitverbreitete Hemmung, im Bett immer wieder mal etwas Neues auszuprobieren.

Mit der Berufstätigkeit von Müttern und Vätern veränderten sich die Familiengewohnheiten: Eltern versuchen nach Feierabend ihren Nachwuchs für ihre Abwesenheit während des Tages zu entschädigen. Die Doppelbelastung ist meist ungleich verteilt. Laut US-Studien teilen sich kinderlose Ehepaare die Arbeit im Haushalt zu weitgehend gleichen Teilen. Kaum sind Kinder da, helfen die Väter weniger im Haushalt und halten sich länger am Arbeitsplatz auf als zuvor. Das macht sie in den Augen ihrer Partnerinnen nicht begehrenswerter. Vor allem nicht um elf Uhr abends, wenn die Frau erschöpft im Bett liegt und der Mann sie in den Arm nehmen will, weil ihm nach Sex zumute ist. Es gibt einen einzigen gemeinsamen Fak-

«Manchmal geht es gar nicht um Sex»

Paartherapeutin Elisabeth Wirz-Niedermann über die vielen Gründe, warum sich die Lust auf den Partner verflüchtigt.

Was führt zur sexlosen Ehe eines gesunden Paares?

Wenn ein Paar zu mir kommt, versuche ich als Erstes zu erfahren, was bei jedem der beiden auf psychischer und körperlicher Ebene läuft und was in der Beziehung. Es ist sehr wichtig für eine Beziehung, wie die Sexualität am Anfang war. Viele Paare gehen eine Langzeitbeziehung ein, obwohl die Sexualität auch am Anfang nicht besonders aufregend war. Aber es passte vieles andere gut zusammen, etwa der geistige Horizont und der gemeinsame Wunsch, eine Familie zu gründen.

Und wenn die Kinder geboren sind, schläft der Sex ein?

Dann kann es passieren, dass die Pflichten die Sexualität allmählich in den Hintergrund drängen, selbst wenn einmal Zeit da wäre. Aber die beiden haben nichts Gutes, auf das sie zurückgreifen können. Das ist ein entscheidender Punkt. Wir reden hier von Paaren, die vier, fünf Jahre nicht miteinander geschlafen haben.

Was ist, wenn sich das Paar einmal sexuell attraktiv fand?

Wenn es gut war am Anfang, aber das Paar weder gut über Sex reden kann noch im Bett ab und zu etwas Neues ausprobiert, dann braucht es ebenfalls wenig, dass die Sexualität einschläft. Was ich am häufigsten höre, ist, dass sexuelle Lust, bei Männern wie bei Frauen, gekoppelt ist an emotionale Nähe, sich-geliebt-fühlen. Wenn sich ein Paar aufgrund von Verletzungen und Missverständnissen über längere Zeit emotional voneinander entfernt, dann passiert es oft, dass einer oder beide ihre Sexualität nicht mehr leben wollen oder können.

Sexualität als passiv-aggressive Verweigerung?

Die meisten Paare, die wegen Sexlosigkeit kommen, sind sehr aggressiv. Der eine Partner sagt: «Du willst nie!» Der andere: «Du machst immer nur Druck. Ich kann doch nicht auf Befehl Sex haben.» Ich erlebe vielfach, dass derjenige, der mehr will, dem andern vorwirft, zu kokettieren und sich rarzumachen. Und dass der, der keine Lust hat, sagt, er hätte noch so gerne Sex, wenn er nur könnte, aber er schaffe das nicht.

Gibt es mehr lustlose Frauen oder Männer?



«Heer von Übermüdeten»: Expertin Wirz.

Früher hiess es, von vier Lustlosen sind drei Frauen. Heute würde ich sagen, dass von zehn Lustlosen vier männlich sind. Die Zunahme der Männer, die Sex verweigern, ist deutlich am Ansteigen. In den letzten Jahren hat sich das Thema Lustlosigkeit ein Stück weit normalisiert. Heute meinen auch Männer nicht mehr, sie müssten dauernd wollen.

Wie viel Chancen hat eine Therapie?

Das ist unterschiedlich, weil die Paare den grossen Teil der Arbeit daheim selber machen müssen. Es kommt darauf an, wie motiviert sie sind, sich einzulassen. Viele, die wegen Lustlosigkeit kommen, sind sich nicht bewusst, dass sie wirklich in einen Prozess einsteigen müssen: Was ist mit uns los, was passierte mit unserer Sexualität, unseren Verletzungen? Manche verstehen nach ein paar Sitzungen, dass die Sexualität nur ein Teil ist im Puzzle ihrer Beziehung, da sind Spannungen, die Beziehungstemperatur ist abgekühlt.

Kann Arbeitsstress ein Grund für sexuelle Lustlosigkeit sein?

Ja, das macht mir zunehmend Sorgen. Leute, die irgendwo im mittleren Kader sind, waren noch nie so unter Leistungsdruck wie heute. Kommt hinzu, dass noch nie so viele Mütter in anspruchsvollen Jobs gearbeitet haben. Wir haben ein Heer von jungen Paaren mit kleinen Kindern, wo beide chronisch

übermüdet sind. Da ist es völlig logisch, dass die Sexualität leidet.

Gibt es glückliche Ehen ohne Sex?

Ja, es gibt Paare, die sich in Frieden damit abgefunden haben. Es gibt auch Menschen, die nicht so viel Nähe wollen. Aber sie sind sehr selten. Viel häufiger ist die Lustdiskrepanz in Beziehungen. Eigentlich ist es ziemlich normal, dass zwei Menschen auch in Sachen Lust unterschiedlich sind. Aber es ist sehr wichtig, dass der, der mehr will, die geringere Lust des andern nicht als Kränkung empfindet.

Warum fällt es Paaren oft leichter, Zeit für den Fitnessklub als für Sex zu schaffen?

Weil es die Seele nichts kostet, Turnschuhe anzuziehen. Aber nach einem anstrengenden Tag in eine Stimmung von Nähe und Sinnlichkeit zu kommen, ist ein gewaltiger Schritt. Viele Paare, deren Tage bis ins Letzte verplant sind, schaffen das nicht. Deswegen sind die alten Streichelübungen von Masters und Johnson bis heute so nützlich. Man rückt erst einmal zusammen, ohne dass gleich sexuelle Leistung erbracht werden muss.

Wie fängt man nach jahrelanger Pause ohne Befangenheit wieder mit Sex an?

Ich muss als Therapeutin herausfinden, wo ich ansetzen muss. Bei der Sexualität? Bei der Psyche eines Einzelnen, bei bei-

«Wir reden hier von Paaren, die vier, fünf Jahre nicht miteinander geschlafen haben.»

den? Hat die Frau zum Beispiel Hemmungen, weil sie sich seit der Geburt der Kinder nicht mehr schön findet? Gibt es Dinge, die sie einander im Bett verschweigen?

Zum Beispiel?

Häufig finden Frauen, der Mann komme viel zu schnell zur Sache. Viele Frauen verschweigen auch Schmerzen beim Sex. Es macht bei gewissen Paaren viel Sinn, genau zu fragen, was sexuell abläuft. Erleben beide das Gleiche, oder kommt nur einer in Fahrt, und der andere hat Leistungsdruck? Viele dieser Dinge werden unter dem Vorwand von Lustlosigkeit verschwiegen. Was bedeutet ein Satz wie: «Du schläfst einfach nicht mehr mit mir»? Heisst das: «Ich gefalle dir nicht mehr» oder: «Du hast mich nicht mehr gern»? Manchmal entdeckt man, dass das Problem gar nichts mit Sexualität zu tun hat, sondern mit Ängsten und Kränkungen.

Die Fragen stellte Beatrice Schlag.



«Zuerst etwas fürs Klima tun»: Paartherapie.



«Sie brauchen Zeit»: Therapeut Clement.

tor, der weltweit Ursache für Lustlosigkeit bei Frauen ist: Müdigkeit.

Vera, 35, arbeitet schon wenige Wochen nach der Geburt ihres zweiten Babys wieder sechzig Prozent, die Kinder gehen in die Krippe. Ihr Mann René, 39, sitzt in der Chefetage eines Elektro-Konzerns. Der Haushalt und die Kinderbetreuung sind durchorganisiert. Vera hatte beim Sex immer lange gebraucht, bis sie erregt wurde. Jetzt, in all dem Stress, schafft sie das schlicht nicht mehr. Sie empfindet Sexualität inzwischen neben Haushalt, Kindern und Arbeit als eine weitere Aufgabe, bei der sie sich verbessern sollte. Es überfordert sie absolut. Ihr Mann schwankt zwischen Verständnis und gelegentlichen Ungeduldsäusserungen wie: «Also das kann's ja wohl nicht gewesen sein.» Sie erwägen eine Therapie.

Aber woher die Zeit nehmen? Nicht nur für die Sitzungen mit dem Therapeuten, sondern vor allem – weil man ja mehr Zeit als Paar mit-

einander verbringen sollte, um die Beziehung zu verbessern – im Ausgang, im Bett, im Gespräch. Der bekannte deutsche Paar- und Sexualtherapeut Ulrich Clement warnt schon im ersten Satz seines Buches «Guter Sex trotz Liebe»: «Ein Rat für eilige Leser: Legen Sie das Buch gleich wieder weg. Nehmen Sie es erst wieder in die Hand, wenn Sie Musse haben. Schnelle Tipps für hastige Sexualpraktiker gibt es hier nicht. Sie brauchen Zeit. Weniger für das Buch als für das, was Sie daraus machen.»

«Das Licht anlassen»

Es sind durchaus nicht nur Frauen, denen über Beruf, Kindern und Haushalt die Lust am Sex vergeht. Christine und Yves, beide Anfang dreissig, kannten sich erst kurz, als sie von ihm schwanger wurde. Sie heirateten wegen des Kindes. Christine ist hochintelligent, aber sie brach eine Ausbildung nach der andern ab und lebte von Gelegenheitsjobs, die sie nicht inter-

essierten. Ihr Selbstbewusstsein beschreibt sie als sehr wacklig. Ihr Ehemann, weniger intellektuell als seine Frau, war ebenfalls unsicher. Er wusste nicht, was Christine von ihm als Mann und Vater erwartete. Er war lange Single gewesen, hatte sich um niemanden ausser um sich kümmern müssen. Als sie sich kennenlernten, hatte der EDV-Spezialist seine Frau begehrt. Als das Kind da war, kam ihm die Lust völlig abhanden. Die Vaterschaft, der Druck, finanziell für die Familie verantwortlich zu sein und Christines sexuelle Forderungen zu erfüllen, war mehr, als er leisten konnte.

Christine reagierte mit rabiater Verzweiflung: Nun kam zu ihrem beruflichen Versagen auch noch ein Ehemann, der schon nach kurzem nicht mehr mit ihr schlafen wollte.

Es ist ein Teufelskreis, den alle Sexualtherapeuten kennen: Der sexuelle Erwartungsdruck des einen erstickt beim andern jede sexuelle Lust schon im Keim. Christine fühlte sich nicht nur nicht begehrt. Sie lud ihre Selbstverachtung wegen ihrer beruflichen Misserfolge auch gleich als Aggression auf ihren Mann um. Das Paar ist inzwischen getrennt.

Obwohl sexuelle Lustlosigkeit, jahrzehntelang fast nur mit Frauen assoziiert, zunehmend auf Männer übergreift, sind die Gründe dafür wenig erforscht. Eine grössere Untersuchung dazu machten der amerikanische Sexologe Bob Berkowitz und seine Frau Susan Yager-Berkowitz. Sie befragten 4000 heterosexuelle Männer, die in Langzeitbeziehungen sexlos lebten, weil ihnen die Lust abhanden gekommen war. Nur 14 Prozent gaben Müdigkeit als Grund an. Über 60 Prozent hingegen sagten, ihre Frauen seien sexuell nicht abenteuerlustig oder schienen Sex nicht sonderlich zu geniessen. Über 70 Prozent ihrer Partnerinnen wussten auf die Frage, warum ihre Männer keine Lust auf Sex haben, keine Antwort. Zu den Sexualvorstellungen, die die Männer unter «Abenteuer» aufgelistet hatten, gehörte «das Licht anlassen». Die meisten Paare, die einen Therapeuten aufsuchen, hatten seit mehreren Jahren keinen oder nur sehr wenig Sex. Und da auch unbefriedigende Gewohnheiten mächtig sind, raten Therapeuten selten zu sofortigen sexuellen Aktivitäten.

Klaus Heer warnt auch davor, sich Illusionen über leichte Wege aus der sexuellen Gefrierzone zu machen: «Wenn der Ofen kalt ist, ist es schwierig, ihn wieder in Gang zu bringen. Neues Feuer zu machen, ist nicht einfach. Häufig haben wir ja den Betrieb eingestellt, weil unsere Beziehung heruntergewirtschaftet ist. Dann herrschen arktische Temperaturen, und es würde überhaupt nichts bringen, jetzt von einem sexuellen Neuanfang zu reden. Da muss man zuerst etwas fürs Klima tun.»

Barbara Lukesch: Klaus Heer, was ist guter Sex? Wörterseh, Fr. 33.90

Ulrich Clement: Guter Sex trotz Liebe. Wege aus der verkehrsberuhigten Zone. Ullstein, 2008. Fr. 17.90



«Neues Feuer zu machen, ist nicht einfach»: Schauspieler Dunaway und McQueen.

Der wahnsinnige Hippie von Biel

Die Schwester des «Amok-Rentners» warnte die Behörden eindringlich vor dem absehbaren Drama. Als enger Freund der Familie hat unser Autor miterlebt, wie Peter Kneubühl sich vom Aussteiger zum gefährlichen Irren entwickelte. Doch niemand zog die Notbremse. Von *László Tolvaj*



«Höchstens Sympathisant der RAF»: Amokläufer Kneubühl; sein Haus im Bieler Lindenquartier.

Schon in der Schule galt Peter Kneubühl als Sonderling. Spielkameraden hatte er kaum, lieber zog er sich mit seinen Büchern in seine vier Wände zurück. Man habe ihn «fast an die frische Luft prügeln müssen», erinnert sich seine Schwester Christine. Ende der 1940er Jahre zog die Familie von einer Mietwohnung ins Haus der Grosseltern am Mon-Désir-Weg 9 im Bieler Lindenquartier. Hier spielte sich sechzig Jahre später das Drama um Peter Kneubühl ab, das die Nation tagelang in Atem hielt – und das hier auch seinen Anfang nahm.

Peter galt als hochintelligentes Kind. Doch wie damals üblich für einen Buezersohn, schickte man ihn nicht aufs Gymnasium. Zuerst sollte er bei der Firma Hasler eine Lehre als Schwachstromapparate-Monteur absolvieren. Das war etwas Solides, schon sein Vater und sein Grossvater hatten es so gemacht. Nach dem Lehrabschluss soll er sich Anfang der 1960er Jahre beim Abendtechnikum angemeldet haben. Seine Familie vermittelte später stets den Eindruck, Peter sei ein erfolgreicher Physiker und Dozent. Tatsächlich besass er wohl nie einen akademischen Abschluss.

Nicht einmal die Armee will Peter. Angeblich wegen seiner abnormen Grösse (ca. zwei Meter) hat man ihn ausgemustert, gegen seinen Willen. Ein Tiefschlag dürfte auch der Selbstmord eines Arbeitskollegen gewesen

sein. Es war wohl der einzige richtige Freund, den er je hatte und dem er seine Sorgen und Nöte anvertrauen konnte. Davon gab es einige: ein gestrenger Vater, das Gefühl, überall abgelehnt zu werden, die Enge im Elternhaus.

Das Haus am Mon-Désir-Weg wirkt ansehnlich gegen aussen, doch der Schein trägt auch hier. Nur die Hälfte der Liegenschaft gehörte den Kneubühls. Im Parterre wohnten die Grosseltern, im ersten Stock die Eltern mit ihren zwei Kindern. Peter und seine Schwester Christine teilten sich fast bis zur Volljährigkeit eine kleine Mansarde. «Vorher zieht hier niemand aus», soll Vater Kneubühl verfügt haben, und so war es. Christine verliess das elterliche Heim am Tag nach ihrem 18. Geburtstag.

Peter Kneubühl wird durch den lockeren Geist der 1960er Jahre geprägt. In den ersten Jahren verdient er mal bei der Post, mal auf dem Bau gelegentlich ein paar Franken. Doch meistens weilt er im Ausland. Während eines Kibbuz-Einsatzes in Israel soll er sich unglücklich verliebt haben. Angeblich wurde er darauf weggewiesen. Einen längeren Aufenthalt in Schottland deklariert er als Studienjahr. Peter arbeite an seiner «Dissertation», glaubt die Familie. Mehr als ein Plan war es kaum.

Anfänglich hatte sich Peter Kneubühl bei der Einwohnerkontrolle Biel und beim Sektionschef noch ab- und wieder angemeldet.

Doch bald verzichtete er auch darauf. Bei seinem letzten offiziellen Aufenthalt in Biel wurde er 1976 als «Student» verzeichnet. Danach verliert sich seine Spur in den Melderegistern. Seine Angehörigen drängten ihn immer wieder, eine Stelle anzunehmen – als Dozent oder wenigstens in der Industrie als Physiker. Peter lehnte das ab. Er könne seinen Beruf unmöglich ausüben, sagte er seiner Schwester, «weil ich damit die Welt zerstören würde». Man mag darin die ersten paranoiden Züge erkennen, die nun zusehends offenkundig werden.

Peter Kneubühl hatte die Losungen der 68er voll assimiliert: gleiche Chancen für alle, nieder mit dem Kapitalismus, freie Liebe. Doch es bleibt alles graue Theorie, selbst seine Frauenbekanntschaften sind rar und flüchtig. Für Aussenstehende mutet sein Lebenswandel an wie ewige Ferien. Dass er der Fremdenlegion beigetreten sei, ist die lächerlichste vieler Zeitungsenten. Seine Schwester meint dazu: «Er war ein Linker und damit höchstens Sympathisant der RAF, aber niemals ein Legionär.»

Christine kam dem Hippie-Ideal ein schönes Stück näher. Nach der zweiten Scheidung setzt sie sich 1990 von der Schweiz ab, um sich in Frankreich eine neue Existenz aufzubauen, mal als Kunsthandwerkerin, mal als Bäuerin. Von Freunden und ihren Eltern, die für sie sogar ein Ferienhaus in Plagne verkaufen, wird Christine gelegentlich finanziell unterstützt.

In einer Therapie holt Christine angeblich verdrängte Erinnerungen an einen Inzest aus ihrem Unterbewusstsein. Der hochtoxische Verdacht belastet die Familie schwer. Peter

Seinen Beruf konnte er nicht ausüben, weil er «die Welt zerstört hätte», sagte er der Schwester.

Kneubühl wirft seiner Schwester fortan eine feministische Verschwörung vor. Das Thema zieht sich durch den Zwist unter den Geschwistern, der zusehends eskaliert. Ursächlich ist dieser Aspekt aber kaum. Die langen Briefe, die Peter Kneubühl schreibt, tragen von Anfang an wirre und wahnhaftige Züge.

Seit den späten 1980er Jahren lebt der inzwischen über 40-jährige Mann fast nur noch im Elternhaus. Der Vater tituliert ihn als faulen Hund und Schmarotzer, doch die Mutter stellt sich immer wieder schützend vor ihren Sohn. Das geht so, bis wenige Monate nach dem Tod des Vaters im April 2001 auch die geliebte Mut-

ter stirbt. Ein richtiges Begräbnis findet nie statt. Mutmasslich nimmt Peter Kneubühl die Asche seiner Eltern zu sich in sein Mansardenzimmer, wo er die Urnen bis zum Eklat im September 2010 bewacht. Genau weiss das bis dahin aber niemand. Denn Peter Kneubühl kapselt sich über Jahre von der Aussenwelt völlig ab.

Mit dem Ableben der Eltern wird die finanzielle Lage für beide Geschwister prekär. Tendierte Christine anfangs dazu, das gesamte Erbe ihrem Bruder zu überlassen, wird ihr mit der Zeit klar, dass Peter das Haus nicht halten kann. Mieter akzeptiert er nicht, da solche «viel zu gefährlich seien». Weil keiner der beiden den anderen auszahlen kann, beschliesst sie, das Haus zu verkaufen und den Erlös zu teilen. Peter wehrt sich mit Händen und Füssen, wirft ihr vor, sie «vernichte die Familie».

Spätestens ab 2006 ist klar, dass Peter Kneubühl vom Wahn besessen ist und gefährlich werden könnte. Seine Briefe mit Fragen, Vorwürfen oder Drohungen richtete er nicht nur an den Anwalt Christines, sondern auch an Bieler und Berner Behörden, an das Gericht. Die meisten Schusswaffen aus der Sammlung seines Vaters wurden zwar nach dessen Tod verkauft. Einzelne Stücke sind aber im Haus verblieben. Das muss die Vormundschaftsbehörde gewusst haben (siehe Artikel rechts).

Anders als seine Schwester Christine, eine preisgekrönte Combat-Schützin, hatte Peter Kneubühl für Waffen und *Umechäpsle* höchstens Spott übrig. Die Trophäen, die ihm von einigen Medien angedichtet wurden, gehörten in Wahrheit dem verstorbenen Vater. Von ihm wusste Peter wohl, wie man eine Waffe bedient. Christine will die Bieler Behörden mehrmals und eindringlich vor der drohenden Gefahr gewarnt haben. Doch nichts geschah.

Im Juni 2006 soll das Kreisgericht über die Aufteilung des Erbes entscheiden. Peter Kneubühl schickt Christines Anwalt eine 97-seitige «Verteidigungsschrift», die darin gipfelt, er solle das Mandat niederlegen, ansonsten er (Peter) «sein Leben wegschmeissen» könne. Das Schreiben verschickt er auch an Bekannte von Christine. Zum Gerichtstermin erscheint er aber nicht. Der Richter leitet ein Entmündigungsverfahren ein, das keine Konsequenzen hat. Seinen Beirat, den er mit wirren Briefen eindeckt, hat Peter Kneubühl nie gesehen.

Nicht zuletzt, um Gerichts- und Anwaltskosten zu sparen, wartet Christine immer wieder zu. Ihr Bruder verbarrikadiert sich derweil im Elternhaus, Argumenten ist er schon lange nicht mehr zugänglich. Den amtlichen Schätzer lässt er nicht ins Haus, so dass der Wert der Liegenschaft nur grob ermittelt werden kann. Die Besichtigung des Versteigerungsobjektes wird auf den 8. September 2010 anberaumt. Es ist der Tag des Showdowns.

László Tolvaj ist Chefredaktor des *Schweizer Waffen-Magazins*, Mitglied des Civil Combat Club Biel und seit vielen Jahren mit der Familie Kneubühl befreundet.

Fall Kneubühl

Behörden im Blindflug

Seit Jahren war der Rentner der Stadt Biel als Psychopath bekannt. Unternommen wurde nichts. Von Daniel Glaus



«Nicht betroffen»: Gemeinderat Moeschler.

«Der Schatten über Biel ist weg», frohlockte Stadtpräsident Hans Stöckli am Tag von Peter Hans Kneubühls Verhaftung. Der 67-Jährige, der einen Polizisten angeschossen hatte, war gefasst, Biel atmete auf.

Doch der Schatten bleibt – zumindest für die Stadtbehörden: Denn sie wussten spätestens seit 2006, in welchem Geisteszustand Kneubühl war. Das Kreisgericht meldete damals dem Vormundschaftsamt, das in Biel Erwachsenen- und Jugendschutz heisst, der Mann brauche «Betreuung und Unterstützung». Es sei deutlich, dass er «nicht mit beiden Füßen auf dem Boden der Realität» stehe. Und die Schwester versuchte angeblich mehrfach, die Behörden vor ihrem paranoiden und bewaffneten Bruder zu warnen (siehe Haupttext).

Kneubühl war in Wahnvorstellungen gefangen. Was er brauchte, war ein Psychiater. Er glaubte, seine Schwester und die Polizei wollten ihn «vernichten». Er hatte Todesangst. Für solche Menschen hat der Staat eine Fürsorgepflicht.

Doch was tat das Bieler Vormundschaftsamt? Es schickte Beamte an den Mon-Désir-Weg 9, die an der Türe klingelten und wieder abzogen, weil Kneubühl nicht antwortete. Das Amt setzte einen Beistand ein, der, anders als ein Vormund, keinerlei Vollmachten hat.

Wieso sind die Stadtbehörden nicht entschiedener vorgegangen? Die Stadt will das mit einer «globalen Lageanalyse» herausfinden. Damit beauftragt hat der Gemeinderat (Exekutive) die Stadtkanzlei. Beamte einer Kleinstadt müssen somit die Arbeit ihrer Kollegen unter die Lupe nehmen. Es wäre überraschend, wenn etwas anderes als ein Persilschein herauskäme.

Der für das Vormundschaftsamt zuständige Gemeinderat Pierre-Yves Moeschler (SP) kommentierte die angekündigte «Aufarbeitung» des Falls Kneubühl eigenartig. «Die Vormundschaftsbehörde ist davon nicht betroffen», so liess er sich am Montag im *Bieler Tagblatt* zitieren.

Für die Akte Kneubühl scheint sich Moeschler nicht verantwortlich zu fühlen: An der Krisensitzung des Gemeinderats vom Dienstag letzter Woche fehlte er.

«Atmosphäre der Angst»

Sozialdirektor Moeschler verhält sich, als ob sich sein Departement überhaupt keine Fragen gefallen lassen müsste. Diese Haltung erstaunt – umso mehr, als das Vormundschaftsamt schon vor dem Fall Kneubühl in die Kritik kam. Dass Moeschlers Departement den psychisch kranken und isolierten Rentner praktisch ignorierte, scheint typisch für die Abteilung zu sein.

Im August berichtete das *Bieler Tagblatt* von acht Angestellten, die gravierende Missstände dokumentierten: Wer nicht zum «Clan» der Amtschefin gehöre, werde schikaniert und hinausgeekelt. Es herrsche «eine Atmosphäre der Angst». Das Vermögen der Mündel werde hochriskant angelegt. Revisionsberichte würden von Lehrlingen verfasst und kaum kontrolliert. Zudem habe die Chefin kaum qualifizierte Personen eingestellt, beispielsweise einen arbeitslosen Wirt als Stellvertreter.

Moeschler reagierte auch damals eher seltsam: Er stehe «voll und ganz» hinter der Amtsleiterin und wisse nichts von den Vorwürfen. Dies, obwohl sich Angestellte bei ihm persönlich beschwert hatten.

Der Gemeinderat hat jetzt eine Untersuchung angeordnet. Schon Ende Oktober soll sie vorliegen. Die Chefin des Vormundschaftsamts macht das offenbar nervös, wie man aus dem Amt hört. Sie soll die Angestellten dazu drängen, «Solidaritätsschreiben» zu unterzeichnen.

Die Schweizermacherinnen

Das Musical «Die Schweizermacher» hat viel mit überholten Vorurteilen zu tun und wenig mit der Realität. Heute bestimmen zusehends die Richter über Einbürgerungen. Selbst bei offenkundigen Scheinehen gibt es nach drei Jahren den roten Pass. *Von Alex Baur*



Antiquierte Anbiederung: Politmusical «Die Schweizermacher».

Die Feuilletonisten sind begeistert, unisono loben sie die Bühneninszenierung des Erfolgsfilms «Die Schweizermacher» aus den 1970er Jahren als lustigen und volkspädagogisch wertvollen Wurf. Gemäss *Aargauer Zeitung* hat sich am «Stoff, aus dem helvetische Einbürgerungen gemacht sind» in all den Jahren «kaum etwas geändert», das Publikum bekomme «einen Spiegel helvetischen Alltags vorgesetzt». Das Thema sei so aktuell wie eh und je, zitiert die *Sonntagszeitung* Regisseur Rolf Lyssy, «die bürokratischen Schikanen sind ungebrochen». Auch der *Tages-Anzeiger* ist angetan vom «Einblick in die helvetische Befindlichkeit», und die *NZZ* freut sich spitzbübisch, dass auch der «bekannteste und berüchtigtste Politfürst» – Sie wissen schon, der mit den «schnoddrigen Politinseneraten» – im Politmusical en passant auch noch sein Fett abbekommt.

Das selbstgefällige Schenkel- und Schulterklopfen sei den Kulturschaffenden vergönnt, die wieder einmal unfreiwillig demonstrieren, in welcher Welt sie leben, weit weg von der real existierenden Schweiz. Dass der typische Eingebürgerte heute, anders als im Musical, eher nicht aus Deutschland oder Italien stammt, sondern meistens aus Ex-Jugoslawien (34 Prozent) oder Sri Lanka (11 Prozent), mag ein Detail sein. Doch in den letzten zwanzig Jahren hat sich die Zahl der Einbürgerungen verdrei-

facht, auf 43 440 im letzten Jahr. Allein das zeigt schon, dass Schweizerwerden nicht mehr so schwierig sein kann wie auch schon. Tatsächlich hat sich einiges geändert.

«Bis dass der rote Pass uns scheidet»

So entscheiden heute zusehends Richter über Einbürgerungen. Kürzlich hat das Bundesverwaltungsgericht etwa entschieden, dass ein arbeitsloser Tamile, dem das Arbeitslosengeld wegen Arbeitsverweigerung gekürzt wurde, trotzdem Schweizer werden darf. Vielerorts ist Fürsorgeabhängigkeit schon lange kein Hinderungsgrund mehr, sofern keine Vorstrafen vorliegen. Mit Ausnahmen. «Poker-Ali» zum Beispiel gab Zürich den roten Pass erst, nachdem er 2003 von der Sozialhilfe zur IV (Diagnose: exzessiver Kokainkonsum) gewechselt hatte. Der gebürtige Türke, der vor Gericht einen Übersetzer verlangte, wurde kürzlich wegen Fürsorgebetrugs verurteilt (*Weltwoche* Nr. 36/10). So viel zum Stand der Integrationsdebatte.

Jede fünfte Einbürgerung ist heute eine rein administrative Angelegenheit und ist in der Regel mit einer Ehe verbunden. Bereits drei Jahre nach der Heirat kann der ausländische Partner das Bürgerrecht der oft viel älteren Gattin beantragen. Internationale Ehen erfreuen sich, auch unter Eingebürgerten, steigender Beliebtheit. Das Eheversprechen, so

witzeln Insider, ende heute mit der Formel «bis dass der rote Pass uns scheidet». Liegen Hinweise auf eine Scheinehe vor, kann das Bürgerrecht in einem Zeitfenster von fünf Jahren zwar wieder entzogen werden. Wie schwierig das ist, zeigen drei aktuelle Entscheide, die das Bundesverwaltungsgericht (BVGer) im laufenden Monat veröffentlicht hat.

Fall 1: Ein 41-jähriger abgewiesener Asylbewerber aus Albanien heiratet eine 83-jährige Schweizerin. 2003 erhält er die erleichterte Einbürgerung, ein Jahr später lässt er sich scheiden und heiratet eine Frau aus seiner Heimat. Bereits vor der Einbürgerung hatte der Mann mit der Albanerin ein Kind gezeugt, seine greise Gattin störte das nicht. Die Funktionäre beim Bundesamt für Migration (BFM) merken das erst 2007 bei der Geburt seines zweiten Kindes. Zwei Mal bittet das BFM den Albano-Schweizer schriftlich um eine Erklärung. Erfolglos. Der Mann reagiert erst, via Anwalt, als ihm die Aberkennung des Schweizer Bürgerrechts eröffnet wird. Weil die unbeantworteten Briefe nicht per Einschreiben zugestellt wurden, haben die Richter die «Ausbürgerung» nun aufgehoben. Der Mann und die Kinder bleiben Schweizer.

Fall 2: Ein 41-jähriger Schweizer heiratet eine 26-jährige Rumänin, deren Asylgesuch nach dem Gang durch alle Instanzen abgewiesen wurde. Am 24. April 2002 erhält die Frau die erleichterte Einbürgerung, sechs Monate später reicht sie die Scheidung ein. Anfang Januar 2003 (man rechne) bringt sie einen Sohn zur Welt, den sie mit einem Türken gezeugt hat. Anfang 2004 wird in Bern ein Verfahren zur Aberkennung der Staatsbürgerschaft eröffnet. Das Verfahren dauert drei Jahre. Als das BFM die «Ausbürgerung» am 25. April 2007 verschickt, ist die fünfjährige Frist um einen Tag überschritten. «Frist ist Frist», sagen die Richter, die Rumänin bleibt Schweizerin.

Fall 3: Ein 32-jähriger abgewiesener Asylant aus Sri Lanka heiratet eine fünfzehn Jahre ältere Schweizerin. Nach vier Jahren, im August 2003, erhält er den roten Pass. Drei Monate später trennen sich die beiden und reichen die Scheidung ein. Der Neuschweizer ehelicht darauf eine Taminin und zeugt mit ihr ein Kind. Auch hier lässt sich das BFM sehr viel Zeit, erklärt die Einbürgerung Ende Juli 2008 aber gerade noch knapp fristgerecht für ungültig. Erfolglos. Gemäss BVGer lässt sich nicht beweisen, dass eine Scheinehe vorlag.

In einem Punkt hat Rolf Lyssy immerhin recht: Bürokraten bleiben Bürokraten. ○

Suggestiertes Leid

Ein Schleudertrauma berechtigt nicht mehr zum Bezug einer IV-Rente. Zu Recht. Falsche Anreize müssen beseitigt werden. Das zeigen auch die Beispiele von weiteren objektiv nicht nachweisbaren Krankheiten. *Von Alex Reichmuth*

Nur noch in absoluten Ausnahmefällen sollen Schleudertrauma-Patienten in Zukunft eine IV-Rente bekommen. Das Bundesgericht ist der Meinung, dass ein Auffahrunfall, der keine sichtbaren Verletzungen hinterlassen hat, nicht dauerhaft anhaltende Beschwerden im Nackenbereich verursachen kann. Schleudertrauma-Aktivistinnen zeigen sich entsetzt: «Alle Patienten mit Schleudertrauma, die schwer eingeschränkt sind, werden mit diesem Urteil bestraft», klagte Margrit Kessler von der Schweizerischen Patientenorganisation. Und Max Sidler, Anwalt von über tausend angeblichen Schleudertrauma-Opfern, konstatierte «einen schweren Bruch mit dem Solidaritätsgedanken, der zu den Grundpfeilern unseres Zusammenlebens gehört».

Dem Bundesgericht geht es aber darum, falsche Anreize bei den Sozialversicherungen zu eliminieren. Wie stark solche Anreize bei objektiv nicht nachweisbaren Leiden sein können, zeigt das Beispiel des sogenannten RSI-Syndroms in Australien. RSI ist die Abkürzung für «Repetitive Strain Injury», zu Deutsch etwa «Verletzung durch wiederholte Belastung», und bezeichnet unspezifische Beschwerden in Nacken, Schultern, Armen und Händen, die durch eintönige Bewegungen wie Tastaturschreiben erzeugt werden sollen. Nachzulesen ist die Entwicklung dieser Krankheit zu einem Massenleiden in einem Aufsatz der australischen Psychiaterin Yolanda Lucire.

Gewerkschaften in Australien befürchteten Anfang der achtziger Jahre, dass die zunehmende Rationalisierung im Bürobereich Arbeitsplätze gefährde. Sie verpflichteten 1982 die Regierung, Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin zu fördern, und hofften so, die Technologisierung der Arbeitsplätze zu bremsen. Geschickt brachten die Gewerkschaften eine Krankheit ins Spiel, die vorher unbekannt war: das RSI-Syndrom. «Niemand wusste, was RSI war, und keiner hatte je davon gehört», schreibt Lucire. RSI war aber entschädigungspflichtig. Die Gewerkschaften verbreiteten Symptomlisten und Adressen von Ärzten, die der neuen Krankheit offen gegenüberstanden. In Präventionskampagnen wurde den Angestellten suggeriert, es sei wissenschaftlich abgesichert, dass anhaltende Tastaturarbeit zu bleibenden Schäden führe. Arbeitgeber, die sich weigerten, vor RSI zu warnen, konnten gerichtlich belangt werden.

RSI entwickelte sich prompt zu einer Massenkrankheit. 1984, auf dem Höhepunkt der

Epidemie, wurden monatlich bis zu 300 neue RSI-Fälle gemeldet. Innerhalb weniger Jahre erkrankten in Australien 60 000 Menschen. Bei Telecom Australia waren gar 34 Prozent aller Telefonistinnen und 28 Prozent aller Büroangestellten betroffen. Verblüffend war dabei, dass die Maschinenschreiberinnen des gleichen Unternehmens, die viel mehr Anschläge pro Minute leisteten, weit seltener an RSI erkrankten. Die Ärzte diagnostizierten das Syndrom aber oft an Gliedmassen, die bei der Arbeit gar nicht beansprucht wurden. Mit Operationen und Therapien versuchten sie, die Beschwerden ihrer Patienten zu lindern – meist ohne Erfolg. Der RSI-Boom flaute erst ab, als die Gewerkschaften einige Jahre später ihre Präventionskampagnen einstellten.

Die Psychiaterin Yolanda Lucire erachtet es als entscheidend, dass die Überzeugung, Büroarbeit führe zu chronischen Beschwerden, massenhaft verbreitet wurde. Oftmals habe man daran, wie Patienten die Beschwerden schilderten, erkennen können, welche Präventionsbroschüren sie zuvor gelesen hätten.

«Kleinste Verletzungen des Gewebes»

Auch nach dem Ende der Hysterie in Australien existiert das RSI-Syndrom, das durch nichts objektiv nachgewiesen werden kann, weiter – weltweit. Neuerdings soll das Bedie-

nen von Computermäusen zu einem sogenannten «Mausarm» führen, dessen Beschwerden mit RSI deckungsgleich sind. So warnte der *Tages-Anzeiger* kürzlich: «Ständiges Klicken mit der Computer-Maus und eine unnatürliche Handhaltung bedingen kleinste Verletzungen des Gewebes, die auf Dauer zu Entzündungen der Nervenfasern führen können.» Die Empfehlung im Artikel: bei Symptomen sofort einen Arzt aufsuchen. Vermutlich spielt die Suggestion, die zum RSI-Boom in Australien führte, auch bei anderen objektiv nicht nachweisbaren Leiden eine wesentliche Rolle – etwa beim Syndrom der chronischen Erschöpfung, bei der vielfachen Chemikalien-Unverträglichkeit MCS oder bei den Beschwerden, die angeblich durch Elektrosmog oder Amalgam hervorgerufen werden.

Die Vertreter der Schleudertrauma-Betroffenen warnen nach dem Entscheid des Bundesgerichtes, viele Patienten würden bei der Sozialhilfe landen, wenn die Invalidenversicherung ihr Leiden nicht mehr anerkenne. Auffallend ist aber, dass es erst in den neunziger Jahren massiv mehr Schleudertrauma-Patienten gab, als sich eine lasche Anerkennungspraxis etablierte. Man darf also damit rechnen, dass die Zahl der Fälle rasch wieder auf ein vernünftiges Mass zurückgehen wird, wenn der Anreiz von Renten wegfällt. ○



Unspezifische Beschwerden: Jack Lemmon als Patient im Film «Der Glückspilz», 1966.

«Alles vom Feinsten»

Der neue Direktor des Zürcher Opernhauses, Andreas Homoki, tritt sein Amt erst 2012 an. Schon jetzt brodeln die Gerüchteküche. Wird es Entlassungen geben? Welches ist die erste Inszenierung? Wie heisst der neue Dirigent? Ein klärendes Gespräch. *Von Hildegard Schwaninger*



«Mann der Bühne»: der designierte Opernhaus-Direktor Homoki.

Vor zwei Jahren wurde der Direktor der Komischen Oper Berlin, Regisseur Andreas Homoki, Jahrgang 1960, zum Direktor des Zürcher Opernhauses ernannt. 2012 wird er sein Amt als Nachfolger von Alexander Pereira antreten. Eine lange Zeit zwischen Nomination und Start der neuen Ära; entsprechend brodeln die Gerüchteküche. In Berlin, zwischen zwei Proben zu Richard Wagners «Meistersingern von Nürnberg», fand Homoki Zeit für ein Gespräch.

In Zürich werden Sie mit Spannung erwartet. Manche denken, Sie seien bereits da! Und alle haben eine Meinung über Sie. Die meisten freuen sich, dass nach 21 Jahren Pereira etwas Neues kommt, andere kritisieren bereits stark. Ihre Inszenierungen seien zu modern, in Berlin würden Ihnen die Zuschauer davonlaufen. Was hat Zürich von Andreas Homoki zu erwarten?

Das Opernhaus Zürich gehört zur absoluten Weltspitze. Das ist natürlich ein herrliches Erbe, das man da antritt. Aber ich bin ein ganz anderer Typ als Alexander Pereira. Als Regisseur bin ich ein Mann der Bühne. Als Intendant möchte ich meinen Regie führenden Kollegen Arbeitsbedingungen schaffen, wie ich Sie selber gern hätte.

Inwiefern sind Sie anders als Pereira?

Alexander Pereira ist ein Improvisationsgenie, ein Theaterpatriarch, der vieles allein bestimmt. Ich bin ein Team-Player. Zwar muss ich als Intendant das letzte Wort haben, aber im Grunde werden alle Entscheidungen im Team getroffen.

Es gibt ja schon die wildesten Gerüchte. Vor allem heisst es, dass Sie Sänger nicht mehr beschäftigen werden, die Publikumslieb-

«Pereira ist ein Theaterpatriarch, der vieles allein bestimmt. Ich bin ein Team-Player.»

linge sind. Neil Shicoff, Ruggero Raimondi, Leo Nucci, Renato Bruson, Thomas Hampson sollen nicht mehr in Zürich singen.

Sie werden sicher verstehen, dass ich mich zu Personalien und Besetzungen im Detail noch nicht öffentlich äussern kann. Nur so viel: Das Zürcher Publikum erwartet mit Recht internationale Top-Besetzungen. Natürlich hat ein Teil des Stammpublikums seine Lieblinge, erwartet andererseits aber auch spannende Debüts. Wichtig ist absolute Spitzenqualität an jedem Abend.

Es heisst in Zürich, alle Sänger über vierzig würden entlassen.

Das wäre ja unglaublich kurzsichtig! Als wenn Jugendlichkeit das einzig Wichtige wäre. Erfahrung zählt letztlich viel mehr. Natürlich kommt es auf das Rollenfach an, in dem ein Künstler eingesetzt wird. Als Intendant sehe ich eine meiner interessantesten Aufgaben darin, Sängern, die aus ihrem angestammten Rollenfach herausgewachsen sind, neue Rollenprofile zu erschliessen.

Es gibt keine Massentlassungen?

Ich setze auf Kontinuität. Von derzeit 52 festangestellten Solisten werden wir 30 übernehmen, anderen werde ich eine Weiterbeschäftigung zu geänderten Konditionen anbieten. Lediglich 12 werden nicht verlängert. Das ist ein ganz normaler Vorgang, auch ohne Intendantenwechsel.

Wie sieht es bei den Dirigenten aus?

Auch hier wird es eine ganze Reihe hochinteressanter Debüts geben. Aber auch ein Wiedersehen mit wunderbaren Dirigenten, die bereits in der Vergangenheit hier gearbeitet haben.

Ihr neuer Chefdirigent ist Fabio Luisi. Was ist mit Daniele Gatti, den Pereira zum Chefdirigenten machte, als Sie bereits zum neuen Intendanten ernannt waren?

Als klar wurde, dass Pereira Gatti für seine letzten drei Spielzeiten möchte, habe ich versucht, mit ihm in Kontakt zu kommen. Ich hätte ihn gerne getroffen, um im Sinne einer Kontinuität für das Haus herauszufinden, wie die Chemie zwischen uns wäre. Trotz mehrmaliger Versuche meinerseits war es leider nicht möglich, einen Kontakt herzustellen. Luisi kenne ich schon seit Jahren von gemeinsamen Projekten. Er war immer mein Wunsch kandidat. Ich freue mich sehr auf ihn, denn er ist ein grossartiger Partner und Freund. Fabio und ich haben Gatti eingeladen, ab 2012/13 weiterhin in Zürich zu dirigieren.

Mit der Ära Homoki wird es einen natürlichen Generationenwechsel geben.

Ballettchef Heinz Spoerli hört auf. Der künstlerische Betriebsdirektor Grisca Asagaroff geht mit Pereira nach Salzburg. Kürzlich wurde die Technische Direktion neu besetzt, einvernehmlich mit meinem Vorgänger. Der Kaufmännische Direktor Otto Grosskopf bleibt, er wird seine Dienstzeit ein Jahr über meinen Amtsantritt hinaus verlängern. Er ist mir in allen Fragen ein väterlicher Ratgeber von unschätzbarem Wert.

Bringen Sie Leute aus Berlin mit?

Nur meinen französischen Beleuchtungschef. Denn diese Position wird hier ab 2012 – ebenfalls aus Altersgründen – vakant. Er begleitet mich als Licht-Designer seit Jahren auch auf meine internationalen Gastspiele und arbeitet unter anderem regelmässig in Bayreuth.

Alexander Pereira ist berühmt für seinen Charme und die damit verbundene Fähigkeit, die Sponsoren einzuwickeln. Werden Sie sich in ähnlicher Weise um die Sponsoren kümmern?

Sicher, so etwas ist immer Chefsache. Aber um die Sponsoren möglichst gut zu betreuen, werde ich ein Team aufbauen.

«Ich liebe grosse Gefühle, Leidenschaft, Humor und eine grandiose Musik.»

Werden Sie, wie Pereira, von den Sponsorengeldern zehn Prozent als Provision kassieren?

Nein. Das war von Anfang an kein Thema. Man darf nicht vergessen, dass die Situation bei Pereiras Antritt eine ganz andere war. Er hat diesen Bereich aufgebaut. Damals konnte man sich nicht vorstellen, wie erfolgreich dies gelingen würde. Ich persönlich würde das mit der Provision aber auch gar nicht wollen. Ich hätte die Sorge, dass mein Fokus zu sehr von meiner künstlerischen Arbeit abgelenkt werden könnte.

In einer deutschen Zeitung war zu lesen, dass Sie bis 2014 Co-Intendant in Berlin bleiben, wenn Sie Intendant in Zürich sind. Stimmt das?

Intendant ist ein Fulltime-Job. Mein Berliner Vertrag lief ursprünglich bis 2014. Als das Angebot aus Zürich kam, habe ich mich mit dem Regierenden Bürgermeister auf eine vorzeitige Vertragsauflösung im August 2012 verständigt. Ab dem Zeitpunkt bin ich ganz für Zürich da, und selbstverständlich ziehe ich auch hierher. Das ist sogar Teil meines Vertrags. Mein Sohn, der dann 14 ist, wird in Zürich zur Schule gehen. Wir suchen eine Wohnung, am liebsten ein Haus im Grünen.

Wer ist Ihre Frau?

Meine Frau ist Sängerin, die Mezzosopranistin Aurelia Hajek.

Womit werden Sie Ihre Spielzeit eröffnen?

Das werde ich auf der Pressekonferenz im Februar 2012 bekanntgeben. Nur so viel verrate ich Ihnen: Ich werde die erste Premiere nicht selber inszenieren. Generalmusikdirektor Fabio Luisi wird dirigieren.

Haben Sie eine Lieblingsooper?

Meine Lieblingsooper ist immer die, an der ich gerade arbeite. Im Moment «Die Meistersinger von Nürnberg», die am 26. September in der Komischen Oper Berlin

Premiere hat. Dieses Stück beinhaltet alles, wofür ich das Musiktheater liebe: grosse Gefühle, Leidenschaft, Humor und eine grandiose Musik.

Werden Sie in Zürich selber inszenieren?

Ja natürlich! Das Opernhaus bietet doch die grossartigsten Voraussetzungen. Aber meine eigene Regiearbeit wird nur eine Fa-



«Improvisationsgenie»: Direktor Pereira.

cette der künftigen Regiehandschriften des Opernhauses sein. Ich wäre ein schlechter Intendant, wenn ich nicht versuchen würde, die interessantesten Regisseure nach Zürich zu locken. Die Begegnungen mit Künstler-Kollegen, die man schätzt, sind einer der schönsten Aspekte einer Intendantentätigkeit. Alle kommen übrigens gerne, denn Zürich ist eine der ersten Adressen.

Werden Sie weniger Neuinszenierungen machen als Pereira?

Ja, etwas weniger schon. Aber Zürich wird immer noch europaweit die meisten Premieren haben.

An der Komischen Oper steht diese Spielzeit «Im Weissen Rössl» auf dem Programm. Wird in Zürich die Operette einziehen?

Das wird sicher kein Schwerpunkt. Die Komische Oper ist ja etwas ganz anderes als das Opernhaus Zürich. Sie ist eines von drei Opernhäusern in einer Stadt, noch dazu das intimste, das bietet gute Voraussetzungen für dieses Genre. Auch weil hier alle Opern auf Deutsch gesungen werden. In Zürich ist die Situation anders. Hier liegen die Stärken des Opernhauses mit seiner internationalen Ausrichtung in einer stilistischen Bandbreite, die weltweit ihresgleichen sucht.

Pereira hat es geschafft, dem Opernhaus, das schon unter Claus Helmut Drese ein künst-

lerisch grossartiges Haus war, gesellschaftlichen Glanz zu verleihen. Es wurde chic, ins Opernhaus zu gehen. Der Opernball wurde, als Höhepunkt des Glamours, zu einem gesellschaftlichen Must. Werden Sie den Opernball weiterführen?

Ich wäre dumm, wenn ich das nicht täte! Ein solcher Opernball ist ein wunderbarer



Lieblingsooper: «Meistersinger von Nürnberg».

Anlass zur Begegnung mit allen Leuten, die der Oper nahestehen, nicht zuletzt für unsere grosszügigen Sponsoren. Alle Freunde der Oper bekommen so die Gelegenheit, das Haus und viele Künstler noch besser kennenzulernen. Das Opernhaus Zürich wird so zum Standort eines der absoluten Top-Events der Saison. Ich habe übrigens vor zwei Jahren auch an der Komischen Oper Berlin einen Opernball eingeführt mit grossem Erfolg.

In Zürich gibt es ein Gerücht, das, so absurd es klingt, sich hartnäckig hält. Es heisst, Sie hätten am Opernhaus Hausverbot?

Wirklich? Das ist ja völlig verrückt! Vielleicht entstand das Gerücht, weil mein kleines Büro in einem Nebengebäude der Oper eingerichtet ist. Das ist mir ganz lieb, denn ich möchte mich nicht in den Vordergrund spielen, solange mein Vorgänger noch im Amt ist. Natürlich bin ich dennoch viel im Haupthaus, schon allein um das Repertoire und die Künstler kennenzulernen. Alexander Pereira ist immer ausserordentlich zuvorkommend zu mir und sagt: «Kommen Sie zu mir, wenn Sie einen Rat brauchen. Seien Sie nicht schüchtern.»

Sind Sie denn schüchtern?

Ich hoffe nicht ...

Freuen Sie sich auf Zürich?

Jaaa!

Recht auf «Orgasmusfähigkeit»

Die Krankenkassen müssen Geschlechtsumwandlungen finanzieren. Selbst 73-jährige Transsexuelle klagen die Versicherungen vor Gericht ein. *Von Peter Keller*



«Das fehlende Gefühl, eine richtige Frau zu sein»: Nadia Brönimann, geborener Christian, 40.

Sie ist das It-Girl der Transsexuellen. Seit Jahren führt die als Mann geborene Nadia Brönimann, 40, ein öffentliches Tagebuch über ihr Leben, ihren Wunsch, das Geschlecht zu wechseln, und die damit verbundenen Komplikationen. Das jüngste Update erfolgte im *Blick*. Es sei ein langer Leidensweg gewesen, der für Brönimann vor zwölf Jahren begonnen habe. Damals liess sich Christian zur Frau umoperieren, «wurde zu Nadia». Es folgten vierzehn Nachoperationen, Schmerzen, Depressionen, ein Selbstmordversuch «und das fehlende Gefühl, eine richtige Frau zu sein».

Ihre Vagina sei veroperiert worden, klagt Brönimann. «Ich habe weder die Stimulations- noch die Orgasmusfähigkeit. Sex kann ich zwar haben, aber nicht vaginal.» Nun hofft sie auf den thailändischen Arzt Dr. Preecha. Eine Koryphäe seines Faches. Der Haken am Happy End: Die Krankenkassen übernehmen nur Kosten, die in der Schweiz anfallen (Territorialprinzip). Das betrifft alle medizinischen Leistungen, auch die Behandlung eines schlichten Schnupfens. So sieht es das Krankenversicherungsgesetz (KVG) bis jetzt vor.

Nun steht Nadia Brönimann vor Gericht. Vorerst als Zeugin. Eine welsche Professorin klagte vor dem Kantonsgericht Waadt. Auch sie will sich umoperieren lassen. Allerdings von den Profis in Südostasien, bezahlt durch die hiesige Grundversicherung.

Was manchen Prämienzahler wundern mag: Geschlechtsumwandlungen werden heute vollumfänglich durch das KVG abgedeckt, sofern «echter Transsexualismus» vorliegt. 1979 anerkannte das Eidgenössische Versicherungsgericht erstmals Transsexualismus als Krankheit und bejahte eine Leistungspflicht der Kassen im Rahmen der gesetzlichen Regelung. Damals stellte die operative Geschlechtsumwandlung jedoch keine Pflichtleistung der Krankenkasse dar, was sich ab 1988 änderte.

Vier Stufen zur neuen Geschlechtsrolle

Die schleichende Änderung der Rechtsauslegung hielt an. 1994 entschied das Bundesgericht, dass auch die Kosten der plastischen und Wiederherstellungschirurgie übernommen werden müssen, durch welche der Patient mit neuen Geschlechtsorganen versehen wird.

Das Behandlungsschema sieht bei einer Geschlechtsumwandlung vier Stufen vor, wie das «Infoblatt Transsexualismus» des Universitätsspitals Zürich zusammenfasst. Zunächst hat eine rund zweijährige psychiatrisch-psychotherapeutische Abklärung zu erfolgen. Hier soll die Diagnose Transsexualismus abgesichert werden und der Patient das Coming-out vollziehen und «zunehmend in allen Lebensbereichen, möglichst 24 Stunden pro Tag, in der angestrebten Geschlechtsrolle leben». Frühestens nach anderthalb Jahren «Alltags-

test» und wenn «eine innere Stimmigkeit in der neuen Rolle erreicht ist», kann mit der Hormonbehandlung begonnen werden. Es folgen die chirurgischen Eingriffe (von der Penisamputation bis zum Vaginalaufbau).

Das Prozedere ist nicht billig. Auf Anfrage stellte die Helsana Versicherung die Kosten zusammen. Wenn auch jeder Fall als Einzelfall zu betrachten ist, gibt es doch Richtpreise. Eine nichtärztliche Psychotherapie zur Abklärung kostet 184 Franken die Stunde. Macht in zwei Jahren und bei wöchentlich einer Sitzung rund 20 000 Franken. «Wie oft psychotherapeutische Sitzungen nach der Umwandlung abgehalten werden, hängt von der jeweiligen Person ab.» Daher sei keine genaue Kostenaufstellung möglich.

Der stationäre operative Eingriff beläuft sich auf 14 000 bis 42 500 Franken. Dazu kommen Medikamente, die lebenslang eingenommen werden müssen. Hormonersatzpräparate für operierte Frauen sind etwa Testoviron (Kosten 1008 Franken im Jahr) und Nebido (735 Franken). Nadia Brönimann ist dagegen auf Produkte wie Androcur (Kosten Fr. 316.60 im Jahr) und Cyclacur (142 Franken) angewiesen. Ausführliche Hormonspiegelbestimmungen belaufen sich auf rund 270 Franken. Die schwere Medikation erfordert wiederkehrende Untersuchungen von Leber, Niere und Prostata (200 bis 400 Franken).

Vor dem Luzerner Versicherungsgericht ist kürzlich ein weiterer Fall verhandelt worden. Nadine S., 73, liess sich 2003 zur Frau umoperieren – bereits nach achtzehn Monaten psychiatrischer Behandlung, obwohl das Bundesgericht mindestens zwei Jahre vorschreibt. Die Krankenkasse Swica weigerte sich, die Kosten von 42 730 Franken zu übernehmen.

Nadine S. wandte sich an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Dieser verurteilte die Schweiz. Die hiesige Praxis verstosse gegen Artikel 6 (Recht auf faires Verfahren) und Artikel 8 (Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens). Das Bundesgericht entsprach dem Revisionsgesuch von Nadine S. und hob seine Zweijahresregel auf. Die Swica lässt offen, ob sie Beschwerde einreichen wird.

Währenddessen erfreut sich Nadia Brönimann an Thomas, ihrem Mann fürs Leben, und hofft auf die Vaginaloperation. «Ich träume und hoffe nur noch, ganz Frau zu sein.» Weniger traumhaft sieht es für die übrigen Prämienzahler aus. Durchschnittlich steigen 2011 die Kosten für die Krankenkasse um 6,4 Prozent. Das sind 250 Franken mehr für jeden Versicherten. ○

Frauen im Paradies

Pasta, Guru und exotischer Liebhaber: Das Kultbuch «Eat Pray Love» gibt es jetzt auch als Film zu sehen. Die Vermarktung des spirituellen Schnickschnacks läuft prächtig. *Von Sabine Reichel*

Die Geschichte hört sich an wie ein Film, *ist* auch ein Film – aber eben auch eine wahre Geschichte. Neiderregend! Denn so viel Glück, Geld und Liebe hat einfach keine einzelne Frau verdient, oder? Die gut zwei Stunden lange romantische Reisetour «Eat Pray Love», weiblich, weich und tränenreich, ist der nach dem Kultbuch von Elizabeth Gilbert gedrehte Film mit Julia Roberts und bricht alle Rekorde in den USA. Die New Yorker Journalistin Gilbert, 41, seit 2006 auf den Bestsellerlisten der Welt, schreibt intelligent und humorvoll über ihre einjährige spirituelle Auszeit in der Fremde. Von den rappelvollen römischen Trattorien mit leichtlebigen *italiani*, dem schweisstreibenden, strengen indischen Aschram bis zum verzaubernden Bali, wo ein leidenschaftlicher Lover wartet. Und Julia, die sich die Filmrechte gesichert hat, macht ihre Sache gut als eine etwas zermürbt aussehende desillusionierte Geschiedene in der Lebenskrise, die mehr will als einen neuen Freund und alte Lebensmuster. Und den Jackpot des Lebens gewinnt.

All das könnte jetzt auch der durchschnittlichen Sucherin widerfahren, denn die grosse Vermarktung für glückssehnsüchtige und romantikinfizierte Frauen, die die «spirituelle» Bibel «Eat Pray Love» (in Amerika «EPL» genannt) verschlungen haben, läuft auf Hochtour. Es gibt beruhigenden EPL-Tee, Räucherstäbchen, indische Kleider, Holzperlenketten und Bio-Baumwoll-T-Shirts mit der Aufschrift «Nourish Your Soul». Selbst der amerikanische Home Shopping Network Channel ist dabei. Es werden hübsch gebundene «EPL Diaries» angeboten, in die man nach einem romantischen Schaumbad mit «Gelato Bodywash» und nur mit einem «Female Energy Shawl» bekleidet, seine EPL-Träume und Fantasien reinschreiben kann, vielleicht während die Kinder schlafen, der Mann Fussball schaut und man von Javier Bardem (der spielt die männliche Hauptrolle) träumt. Und ja, es gibt spezielle Reisen für die Frau, die alles hat, aber nichts fühlt, eine Art Sex-Tourismus für Mädels auf der Suche nach dem Copycat-Glück von Frau Gilbert. Die britische Reiseagentur Spirit Quest Tours schickt die EPL-Jüngerinnen direkt nach Bali, um mit einem alten zahnlosen, aber gewitzten Schamanen zu plaudern. Und vielleicht ein wenig Sex zu haben ... Globetrotting in Sachen Liebe.

Denn die weibliche Zielsetzung scheint so unverrückbar wie schon vor hundert Jahren. Glück ohne romantische Liebe ist wie Pasta ohne Sauce oder Meditation ohne Guru. Bali

vermeldet Rekord-Besucherzahlen. Das Plätzchen Ubud, wo unsere Heldin Liz/Julia ihren brasilianischen Traumprinzen Felipe trifft, ist mit seinen lächerlich billigen Unterkünften, der atemberaubenden Schönheit, den Reisfeldern und Tempeln der neue Wallfahrtsort.

Latte macchiato mit Herz-Schablonen

Merchandising für Filme gibt es schon länger, bisher waren es meist Action-Figuren für Jugendliche. Hier ist es ein ganzer Lifestyle, der nur auf Frauen zugeschnitten ist. Glückssuche und Selbstfindung sind relativ neue Ziele für Frauen, die inzwischen ganze Industrien von «Frauenbüchern», Duftkerzen und Latte-macchiato-Herz-Schablonen ernähren und sich so ein weibliches Paralleluniversum erschaffen haben, in dem sie ihr Mantra selbst bestimmen können. Und jetzt sind sie – EPL in Hand – angeblich in Sachen «Soul-Searching» unterwegs. Hier ein bisschen Spaghetti alla carbonara, dort Magie mit Krishna, Glückstherapie mit Wohlfühleinlagen und indischem Schnickschnack. Und wie gesagt, ein bisschen Sex dabei wäre auch nicht schlecht ...

Natürlich können sich nur wohlhabende Frauen (ohne Kinder) solchen Luxus erlauben und mal eben ein Jahr verschwinden – so wie Frau Gilbert es tat. Und es ist ironisch, dass die kosmopolitischen Sucherinnen mit der Gold-Kreditkarte und dem Armani-Backpack im-

mer dorthin wollen, wo die Armut sich hinter exotischer Naturschönheit und schlichten, aber fröhlichen Einheimischen verbirgt. Für kritischere Stimmen riecht das Ganze sogar ein bisschen nach neuem Kolonialismus. Früher wollten Kolonialherren Gold, Baumwolle und Kautschuk, heute klopfen die westlichen, weissen mittelalten Frauen wegen der heissen jungen Männer an die Tür des Paradieses. Es fehlen nur noch die Glasperlen.

Karma und Bambusbetten um die Ecke

Warum in die Ferne schweifen ... fragte Goethe. Könnte man nicht versuchen, Karma und Bambusbetten um die Ecke zu finden? Oder muss die narzisstische Sinnsuche in drei Ländern stattfinden? Und warum erscheinen all die seelenverwandten «Schwestern» an Orten, in denen die Frauen keine Chance haben, einfach in ihre Lofts in Manhattan zurückzurennen, wenn ihnen die Blechdecke auf den Kopf fällt? Der Anspruch auf diese Form von Jetset-Glück wirkt ein klein wenig sarkastisch.

Das echte Happy End übertrifft in diesem seltenen Fall sogar den Film. Elizabeth Gilbert, inzwischen eine reiche und sehr entspannte Frau, heiratete ihren Felipe, der in Wirklichkeit José heisst, damit er in Amerika bleiben konnte. Und schrieb ihr neues Buch über Heirat («Das Ja-Wort. Wie ich meinen Frieden mit der Ehe machte»). Zu Hause. Geht doch. ○



Globetrotting in Sachen Liebe: Javier Bardem und Julia Roberts in «Eat Pray Love».

So verarmt der Mittelstand

Während der Staat den Armen unter die Arme greift, steigt der finanzielle Druck auf den Durchschnittsbürger. Es geht ihm heute, relativ betrachtet, schlechter als vor drei Jahren. Die Angst vor dem Abstieg geht um. *Von Pierre Heumann und Tim Dinter (Illustrationen)*

Eigentlich müsste sich der 45-jährige Elektroingenieur ETH aus Zürich Witikon zu den glücklichsten Menschen zählen. Er wohnt mit seiner gesunden vierköpfigen Familie in einer der reichsten Städte der Welt, die punkto Lebensqualität zu den besten auf dem Globus gehören. Die beiden Kinder haben ein eigenes Zimmer, die Familie kann sich jedes Jahr mehrere Wochen Ferien in einer Reka-Wohnung leisten, in der Garage steht ein Wagen, und zu essen gibt es natürlich auch genug. Beruflich stimmt es ebenfalls für den Ingenieur. Er ist für einen Teil der Forschung und Entwicklung bei einer Telekommunikationsfirma zuständig, im Rang eines Gruppenleiters.

Und doch: So richtig zufrieden ist er nicht. Denn ein zentrales Ziel, das er sich zusammen mit seiner Frau gesetzt hat, werde er nicht erreichen können, sagt er bitter: ein Eigenheim in ihrem Quartier Witikon. Das könnte er sich nur weit ausserhalb von Zürich leisten. Er ist indessen nicht bereit, die Umgebung, in der er aufgewachsen ist, zu verlassen.

Mit ihrem Jahreseinkommen von rund 130 000 Franken müsste die Familie zwar zu den typischen Käufern für Wohneigentum zählen. In den vergangenen Jahren sind die Immobilienpreise jedoch derart stark gestiegen, dass ein Eigenheim trotz des guten Einkommens ausser Reichweite liegt.

«Der untere Teil der Mittelklasse ist heute schlechter gestellt als vor der Krise», sagt der Lausanner Soziologe Dominique Joye. Denn dessen Mitglieder «sind einkommensmässig

dort angesiedelt, wo sie keine Berechtigung auf Subventionen oder Vergünstigungen haben». Seine These wird durch eine GfS-Studie bekräftigt, die der *Beobachter* in Auftrag gab: 40 Prozent des Mittelstandes können kein Geld auf die Seite legen und Kapital äufnen. «Ein erheblicher Teil bewegt sich am finanziellen Limit», heisst es in der Studie. Der Ingenieur aus Zürich Witikon macht da keine Ausnahme. «Unter dem Strich können wir heute weniger sparen als während der Hochkonjunktur», sagt er.

Der Mittelstand fällt zurück: Zu diesem Ergebnis kam vor drei Jahren auch Hans Kissling, der ehemalige Chef des Statistischen Amtes des Kantons Zürich, in seinem Buch «Reichtum ohne Leistung – die Feudalisierung der Schweiz». Das Durchschnittsvermögen habe ab 2005 beim obersten Bevölkerungsprozent um 71 Prozent zugenommen, im Durchschnitt der Gesamtbevölkerung aber

Das Vermögen der Reichsten nimmt im Vergleich zum Durchschnitt überproportional zu.

nur um 21 Prozent. Selbst beim Verzicht auf ein Eigenheim wird es zunehmend schwierig, die Wohnsituation zu verbessern.

«Sobald eine Familie des Mittelstands in eine neue Wohnung zieht, muss sie mit massiven Erhöhungen des Mietzinses rechnen», sagt Peter Macher vom Mieterverband: «Der Mietzins im Segment, das für den Mittelstand

interessant ist, steigt stärker als im Durchschnitt.» Es gebe immer mehr renovierte Wohnungen an bevorzugter Lage, die sich der Mittelstand nicht mehr leisten könne.

Denn die Lohnentwicklung des Mittelstandes hält mit den Exzessen am Immobilienmarkt nicht mit. Wer bei mittelgrossen Einkommen keinen Karrieresprung gemacht hat, musste in den vergangenen drei Jahren auf einen deutlichen Anstieg des Reallohnes verzichten. Eine Analyse der Lohnstatistik weist auf eine wachsende Lohnungleichheit hin. Dahinter steckt ein überdurchschnittliches Wachstum der Höchstlöhne – von dem der Mittelstand nicht profitiert.

Wie eine dreispurige Autobahn

Für die Zukunft erwartet der Ingenieur aus Witikon keine wesentliche Besserung – wegen der Personenfreizügigkeit. «Die Lohnerhöhungen werden künftig tiefer ausfallen, weil das Reservoir in der EU angezapft werden kann», sagt er. Eine Untersuchung der Berner Ökonomen Michael Gerfin und Boris Kaiser gibt ihm recht: Die Einwanderung von Hochqualifizierten habe einen dämpfenden Effekt auf die Entwicklung des Reallohnes. Ohne Immigration wäre das Wachstum der Reallöhne in den Jahren 2002 bis 2008 für hochqualifizierte Schweizer um 1,9 Prozent höher ausgefallen. Anders bei den gering- und mittelqualifizierten Arbeitskräften: Dort hat sich laut Berner Studie die Zuwanderung «eher positiv auf die Löhne» ausgewirkt.



Mittelstandstraum: Familie, Eigenheim.



Grosse Belastung: Steuern.



Keine Verbilligungen: Arztbesuch.

Der Verband Angestellte Schweiz, der mit seinen 24 000 Mitgliedern den Mittelstand repräsentiert, schlägt denn auch kämpferische Töne an. Wenn der Mittelstand auf die letzten Jahre zurückblicke, ergebe sich ein Bild, das mit einer dreispurigen Autobahn vergleichbar sei, meint Benno Vogler, Präsident Angestellte Schweiz: «Der Mittelstand ist in der Mitte und steht still – links und rechts aber ist Bewegung drin.»

Neue Statistiken über die wirtschaftliche Lage des Mittelstandes gibt es derzeit nicht. Schon bei der Definition des Mittelstandes ist man auf Schätzungen und Annahmen angewiesen, bei denen Faktoren wie Familiengrösse oder Wohnort zu berücksichtigen sind. Für eine vierköpfige Mittelstandsfamilie mit zweischulpflichtigen Kindern liegt das Bruttoeinkommen zwischen 105 000 und 168 000 Franken, heisst es in etwa in einer Studie, die vor fünf Jahren vom Angestelltenverband VSAM veranlasst wurde. Laut der neueren GfS-Studie wird eine vierköpfige Familie mit einem Jahreseinkommen zwischen 84 600 und 181 200 Franken zum Mittelstand gerechnet.

Sicher ist aber: Vor drei Jahren ging es dem Mittelstand besser als heute. «Die verfügbaren Einkommen des Mittelstandes steigen», schrieb Markus Schneider damals in der *Weltwoche*. Der Mittelstand habe am meisten zugelegt. Die Schweiz ist sozial mobiler geworden. Sie hat in den vergangenen Jahren eine gewaltige «Bildungsexpansion» erlebt. Für alle sozialen Schichten wurde der Zugang zu einem höheren Bildungsabschluss leichter, dank den Fachhochschulen. Dort sei der Anteil der Studierenden, deren Eltern keinen Hochschulabschluss haben, grösser als an den Universitäten, heisst es im Bundesamt für Statistik.

Die soziale Mobilität zeigte bald positive Resultate. Die Zunahme der Einkommen war nämlich unter anderem darauf zurückzuführen, dass Leute im Mittelstand Positionen erhalten konnten, die besser bezahlt wurden.

Das war eine Trendwende. Denn in den Jahren zuvor hatte sich die wirtschaftliche Lage des Mittelstandes kaum verbessert, wie in einer Studie des Büros für arbeits- und sozialpolitische Studien (Bass) aus dem Jahr 2005 nachzulesen ist. Den Mittelstandshaushalten verblieb im Jahre 2001 nach Abzug der Zwangsabgaben (Steuern und Sozialversiche-

Die Mittelklasse ist wieder dort, wo sie vor zehn Jahren war: auf der Verliererseite.

rungsbeiträge) und der periodischen Ausgaben (Miete, Hypothekarzinsen, Privatversicherungsprämien) nicht mehr Geld für Lebenshaltung und Freizeit als noch 1990, trotz einem leicht gestiegenen Bruttoeinkommen. Das Ausgabenwachstum war grösser als die Zunahme der Einkommen.

Heute ist der Mittelstand wieder dort, wo er vor zehn Jahren war: auf der Verliererseite. Wobei seine Probleme teilweise auch hausgemacht sind. So führt der aggressive Steuerwettbewerb unter den Kantonen zu Verzerrungen auf dem Immobilienmarkt, unter denen der Mittelstand besonders stark zu leiden hat. Im Kanton Zug lässt sich das beispielhaft beobachten. Die Bodenpreise steigen dort wegen des Zuzugs der Reichen so rapide an, dass Wohneigentum für die meisten unerschwinglich wird und auch die Mietzinsen nach oben schnellen. Die hohen Kosten zwingen viele Zuger zum Wegzug. Der Schwyzer CVP-Nationalrat Reto Wehrli beobachtet eine ähnliche Entwicklung im Kanton Schwyz. Die Tiefsteuerepolitik ziehe zwar betuchte Zürcher an, aber sie vertreibe Schwyzer Mittelstandsfamilien. Diese müssten aus den Höfner Gemeinden wegziehen, weil sie sich die Wohnkosten nicht mehr leisten können. Das habe grosse Konsequenzen, sagt Wehrli: «Bis tief in den Mittelstand hinein beginnt sich Unmut

zu regen. Eine einseitig auf Steuervorteile für Reiche ausgerichtete, angeblich bürgerliche Politik wird vom Mittelstand nicht mehr vorbehaltlos mitgetragen.» Die Immobilienhause wird durch die Einwanderung zahlungskräftiger Europäer zusätzlich angeheizt.

Lohnstagnation wegen Konkurrenz aus dem EU-Raum, steigende Wohnkosten: Der Mittelstand buchstabiert zurück. Es gehe ihm heute zwar, absolut gesehen, nicht schlechter oder sogar leicht besser als vor fünf Jahren, sagt Peter Schmid, Steuerexperte bei PricewaterhouseCoopers. «Aber seine relative Position in der Gesellschaft verschlechtert sich.» Von den Steuergesetzrevisionen der vergangenen Jahre hat der Mittelstand kaum profitiert. Entlastet wurden vor allem die Vermögenden und die Bezüger hoher Einkommen. Damit die Steuererleichterungen für die Wohlbetuchten im Volk politisch attraktiv wurden, erfuhren gleichzeitig auch die Bezüger tiefer Einkommen eine Entlastung. Erhöht wurden Sozialabzüge, zum Beispiel für Kinder, und die Steuerfreigrenze wurde heraufgesetzt. «Der Mittelstand hat von diesen Entlastungen nicht so stark profitiert wie die Extremwerte in den oberen und unteren Einkommenskategorien», sagt Schmid. Sein Fazit: Der Mittelstand ist heute relativ schlechter gestellt als in der Mitte des Jahrzehnts.

Kaum staatliche Vergünstigungen

Der Mittelstand, er wird stets zur Kasse gebeten. Während diejenigen mit einem tieferen Einkommen in den Genuss verbilligter Krankenkassenprämien kommen oder ihre Kinder mit Stipendien studieren lassen dürfen, profitiert der Mittelstand kaum von staatlichen Vergünstigungen und Unterstützungsleistungen. Für Mittelständler schlagen sich zum Beispiel die Krankenkassenkosten voll im Familienbudget nieder – und nicht zu knapp. Im Durchschnitt sind die Prämien in den Jahren 2007 bis 2010 um 12 Prozent teurer gewor-



Die Familie will ernährt sein: Sonntagstisch.



Bei Laune halten: versprochene Ferien.



Weniger als 1990: durchschnittliche Rücklagen.

Wo das Geld hingehet			
Budgetbeispiel für Familien mit 2 Kindern, in Franken			
Einnahmen netto pro Monat ohne 13. Monatslohn/Gratifikation	7000	8000	9000
Fixkosten			
Wohnen	1750	2000	2250
Steuern (wohnsitzabhängig)	900	1150	1400
Krankenkasse/Unfall (Grundversicherung)	800	800	800
Hausrat-/Privathaftpflichtversicherung	50	50	50
Telefon/Radio/TV/Internet	180	180	180
Energie (Elektrizität/Gas)	80	80	80
Fahrtkosten (öffentlicher Verkehr)	140	140	140
Zeitungen/Zeitschriften/Mitgliedschaften	50	50	50
	3950	4450	4950
Haushalt			
Nahrungsmittel/Getränke	1100	1150	1200
Nebenkosten	250	250	250
	1350	1400	1450
Persönliche Ausgaben (Kleider, Schuhe, Coiffeur etc.)	700	860	980
Rückstellungen			
Gesundheitskosten (Franchise/Selbstbehalt/Zahnarzt)	140	140	140
Geschenke	80	90	100
Gemeinsame Freizeit/Schule/Lager	140	160	180
Reserve (kleine Anschaffungen/Reparaturen)	150	150	200
	510	540	620
Verfügbare Betrag (Kinderbetreuung/Auto/Ferien/ Weiterbildung/Sparen)	490	750	1000
Quelle: Budgetberatung Schweiz 2009	7000	8000	9000

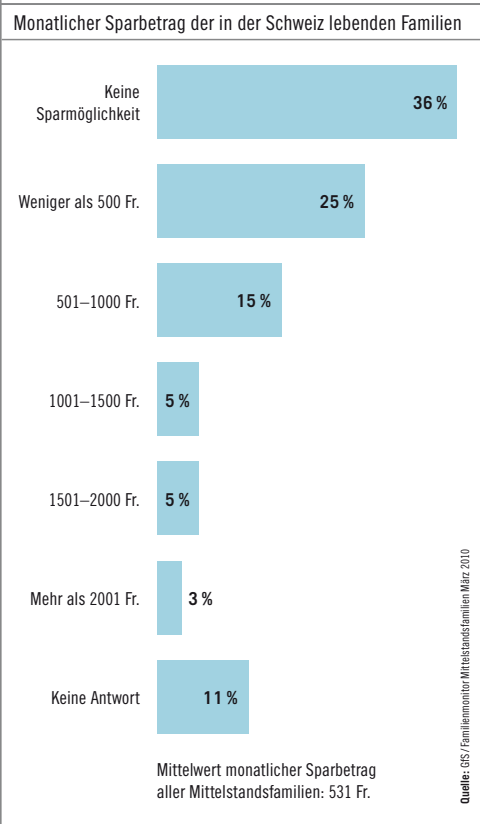
Was ausgegeben wird: Familienbudget.

den. Bei den tieferen Einkommen hilft hingegen der Staat und federt die Folgen der steigenden Gesundheitsausgaben ab: So erhalten Familien mit zwei Kindern und zwei Erwachsenen eine maximale Prämienverbilligung, wenn die jährlichen Einkünfte weniger als 50 000 Franken betragen. Es scheint auch, dass Studenten aus Mittelstandsfamilien weniger Stipendien erhalten als diejenigen, deren Eltern schlecht verdienen. «Studierende mit Eltern ohne Hochschulabschluss beziehen häufiger Stipendien und Darlehen als die Kommilitonen, deren Väter oder Mütter ein Uni-Diplom haben», so Laurence Boegli, die im Bundesamt für Statistik das Projekt «Soziale und wirtschaftliche Lage der Studierenden» leitet.

In Basel erklärt uns ein Banker einen weiteren Grund, warum die letzten drei Jahre den Mittelstand härter getroffen haben als die Superreichen: «Der Mittelstand hat Teile des Sparkapitals verloren», sagt der stellvertretende Filialleiter einer mittelgrossen Bank in der Innenstadt. Wenn die Reichen auf einem Teil ihres Vermögens Verluste realisieren, tue ihnen das weniger weh, als wenn sich ein mittelständischer Anleger verspekuliere. Dieser habe heute zudem weniger Möglichkeiten, Risiken einzugehen und trotz der tiefen Zinsen ansehnliche Renditen zu erzielen. «Der Mittelständler setzt jetzt in der Regel auf Risiknull – und der Ertrag auf dem angesparten Kapital ist deshalb nahe null.»

Der Mittelstand ist zwar keine tragende Säule bei der Finanzierung des Staates. Laut einer

So viel legen Mittelständler auf die Seite



Was übrigbleibt: Spar-Statistik.

Studie von Economiesuisse sind es mehrheitlich Unternehmen und eine kleine Minderheit von Superreichen, die für die Staatskosten aufkommen. Firmen und die 20 Prozent der Privatpersonen des oberen Segmentes «erbringen zusammen 57 Prozent aller staatsquotenrelevanten Ausgaben einschliesslich öffentlicher Sozialversicherungen».

Die übrigen 80 Prozent der Bevölkerung kommen für 36 Prozent der Ausgaben auf. Und davon trägt der Mittelstand 31 Prozent.

Der Philosoph Aristoteles pries den Mittelstand als «geheime Waffe der Demokratie».

Insgesamt leistet der Mittelstand also Beachtliches: Je nach Staatsstufe deckt er zwischen einem Drittel und einem Viertel der Staatsausgaben. Beitragsmässig ist die Belastung des Mittelstandes bei den kantonalen Einkommenssteuern sowie bei den Lohnbeiträgen für die Sozialversicherungen am grössten.

Eine kluge Politik müsste nicht nur aus ökonomischen Gründen darauf bedacht sein, den Mittelstand zu fördern. Bereits vor über 2300 Jahren pries der griechische Philosoph Aristoteles den Mittelstand als «geheime Waffe der Demokratie». Ein Staat, in dem der Mittelstand herrsche, sei der glücklichste, beste und sittlichste. Denn der Mittelstand gehorche am leichtesten der Vernunft, sei ein Bollwerk gegen Extremismus und der Bewahrer sozialer

Werte. Ein gesunder Mittelstand galt im Westen schon immer als Voraussetzung für Wirtschaftswachstum, als Voraussetzung für Kapitalismus und Welthandel.

Jetzt aber nimmt der Mittelstand das, was er einst ermöglicht hat, als Gefahr wahr. Er sieht seinen Besitzstand durch die Globalisierung bedroht. Die Immigration bringt neue Konkurrenz – im Büro, in der Fabrik, im Spital oder an der Universität. Zudem komme «aus Asien eine schlagkräftige Konkurrenz auf uns zu», meint ein Textilfachmann aus Winterthur, der für seine Firma regelmässig im Ausland unterwegs ist und mehrere Jahre in den USA gearbeitet hat. «Wir können es uns nicht leisten auszuruhen.» Wenn er auf die Zukunft seiner beiden Söhne angesprochen wird, klingt er nachdenklich: Er erwartet, dass sie als Erwachsene «stärker unter Druck sein werden als ich, wenn sie den Lebensstandard halten wollen».

Aufschwung in den Schwellenländern

Die Mittelklasse macht nur noch in den Schwellenländern Fortschritte. Dort wächst sie schneller als erwartet, und ihr Reichtum nimmt überraschend rasch zu. Allein im vergangenen Jahr stiegen in den aufstrebenden Märkten der Dritten Welt 70 Millionen Menschen in die Mittelklasse auf. Sie seien die «Story des Jahrzehnts», zitiert *Newsweek* den Chefökonom von Goldman Sachs, Jim O'Neill. Bereits in zwanzig Jahren würden sie ihre Klassenkollegen im Westen bezüglich globaler Kaufkraft überbieten. «Während in China oder Indien neue Mittelschichten heranwachsen, herrscht bei den Etablierten des Wohlstandes ein gewisser Katzenjammer», meint die *Zeit*.

Sind die Abstiegsängste der Erste-Welt-Mittelklasse berechtigt? In den goldenen fünfziger bis siebziger Jahren dominierte die Euphorie, die auf einem ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag gründete: Es gehe nur aufwärts. Gegenüber ihren Eltern haben sich denn auch viele Mittelständler ökonomisch massiv verbessern können. So konnte sich die Mutter des Elektroingenieurs «nicht einmal einen Schwingbesen leisten». Doch eine Sorge bleibt ihnen, wie aus den Gesprächen mit Vertretern der Mitte unmissverständlich hervorgeht. Die Konkurrenz durch Einwanderer, die sie als Bedrohung für ihren Arbeitsplatz und ihren Wohlstand empfinden.

Gfs Bern: Bei finanziellen Engpässen auf weitere Kinder verzichten. Schlussbericht zur Studie «Wie geht es den Mittelschichtsfamilien in der Schweiz?». 2010

Economiesuisse: Wer finanziert den Staat in der Schweiz? 2007

Büro für arbeits- und sozialpolitische Studien: Steigende Abgaben, stagnierende Einkommen: Wie wird der Mittelstand betroffen? 2005

Michael Gerfin, Boris Kaiser: Auswirkungen der Immigration der Jahre 2002 bis 2008 auf die Löhne in der Schweiz. *Die Volkswirtschaft*. 6/2010

Disziplin und Ordnung

Jeder Tag beginnt mit einem Unterwerfungsritual. Unterrichtet wird frontal. Nach Hause dürfen die Lehrer erst, wenn der letzte Kollege fertig ist. Hat Japan das bessere Schulsystem? Ein Besuch.

Von Allan Guggenbühl

«Kiwotsuke, lei!», schreit eine Schülerin ins Mikrofon: «Aufstehen! Verneigen!» Über 300 Schüler haben sich in der Turnhalle versammelt. In Einerreihen sitzen sie auf dem Boden. Alle tragen eine Nekati (Krawatte) und haben ihre weissen Gymnastikschuhe rechts neben sich auf den Boden gestellt. Die Blicke sind auf die Bühne gerichtet. Ein Name wird ausgerufen. Ein Mädchen trippelt leicht vornübergeneigt nach vorn, die Arme an ihren Körper gepresst. Tempo und Haltung signalisieren Pflichtbewusstsein. «Unser Slogan: <Jeder Student soll besser lesen>, unser Ziel: <Studenten werden beim Lesen nicht gestört!>», verkündet sie. «Kiwotsuke, lei!»

Die Schülerschaft verneigt sich. Der nächste Name wird aufgerufen. Ein Schüler eilt auf die Bühne. «Unser Slogan: <Wir erhalten unsere Gesundheit>, unser Ziel: <Fleißiges Turnen!>» Und wieder: «Kiwotsuke, lei!»

Die Vertreter der Schülerorganisationen der Junior Highschool eines Vororts von Tokio verkünden ihre Slogans zu Sport, Physik, Disziplin, Naturwissenschaften. Die dreizehn- bis fünfzehnjährigen Schüler hätten die Vorsätze selber formuliert, teilt mir später die Schulleitung mit. Alle Vorsätze decken sich jedoch mit den offiziellen Schuldoktrinen, keine Eigenleistungen sind erkennbar.

Der Schulleiter tritt auf die Bühne. Sein Gang ist locker, die Arme baumeln: eine Autorität. Fünf Studenten eilen bücklings nach vorn und stellen sich in eine Reihe. «Die Präfektur Tokio zeichnet euch aus, ihr habt euch sensibel für die Anliegen der alten Menschen gezeigt!» Dokumente werden ausgehändigt. Niemand kann mir sagen, was die Schüler gemacht haben. «Kiwotsuke, lei!», fünf Mal.

Ein Erwachsener ergreift mit ernster Miene das Wort: «In Hiroshima wurde ein Schüler in einer Schachtel gefunden: ermordet!» Keine Reaktion unter der Schülerschaft. «Im Kombi-Store unserer Stadt können die Schüler Messer kaufen!», fügt der Sicherheitsexperte empört hinzu. Keinerlei Reaktionen. «Wer etwas bemerkt: Sofort melden!» Die Morgenversammlung ist beendet. Die Schüler trippeln, eilen oder schleppen sich aus dem Raum. Viele werfen mir verschmitzt Blicke zu. Habe ich an einem Unterwerfungsakt oder einem höfischen Zeremoniell teilgenommen?

Die Schulen in Japan sind nach dem amerikanischen Schulsystem aufgebaut: Elementary School, Junior Highschool und anschliessend die Highschool. Eine Klasse besteht aus dreissig bis vierzig Schülern. Unterrichtet wird meis-

tens frontal. Jede Woche absolvieren die Schüler Tests. Repetenten gibt es nicht. «Not like Europe!», teilt mir der Schulleiter stolz mit. Fremdsprachen, vor allem Englisch, werden gefördert. Tausende von Australiern, Briten oder Amerikanern wurden als Englischlehrer eingestellt. Sie dürfen meistens nicht selbständig unterrichten, sondern stehen neben dem japanischen Sprachlehrer und haben auf Kommando englische Sätze auszusprechen.

Lehrer unter der Knute

Leider flüchtet die japanische Englischlehrerin, als ich mich mit ihr auf Englisch unterhalten will. Ziel dieser Junior Highschool ist, möglichst viele Schüler in eine gute Highschool zu bringen. Die richtige Schule zu wählen, ist entscheidend für die spätere Karriere. Der reguläre Unterricht beginnt um 8.15 Uhr und dauert bis 15 Uhr, danach gibt es diverse Schüleraktivitäten. Unterrichtet wird nach einem nationalen Curriculum. Nach sechs Jahren sollte man als Lehrer die Schule wechseln. Man will verhindern, dass das Lehrerteam unflexibel wird.

Es wird erwartet, dass Lehrer zwischen acht Uhr morgens und sieben Uhr abends in der Schule präsent sind. Verlassen darf man die Schule erst, wenn alle Kollegen mit der Arbeit fertig sind. Teilzeitlehrer gibt es kaum. Für Disziplin und Ordnung sorgt die Lehrerschaft.

Bei Fehlverhalten wird das Gespräch gesucht und immer eine Lösung gefunden!

Besucht man als Ausländer eine Schule, dann steht man vor einem Rätsel. Theoretisch wird Individualität gefördert, doch im effektiven Unterricht dominiert das Anpassungsprinzip. Für jedes Problem, jede Aufgabe gibt es einen korrekten Weg, der durch ungeschriebene soziale Codes festgelegt ist. Freiräume gibt es kaum. Die Mädchen konkurrieren mit der Kürze der Röcke oder profilieren sich über extreme Frisuren. Theoretisch wird interaktiv gearbeitet, doch da es keine Tradition des Fragestellens gibt, bleibt es beim Aufschreiben der Lehrerworte. Westliche Methoden wie Gruppenunterricht, Preisverleihungen oder Schülerpartizipation wurden zwar eingeführt, doch japanisch umgestaltet.

«Fu-toukou», Schulverweigerung, sei ein grosses Problem, teilt mir ein Schulpsychologe mit. Über 30 000 Schüler weigern sich zum Teil schon am ersten Tag, die Schule zu betreten. Sie bleiben vor dem Schulhaus stehen und erstarren. «Die letzte Möglichkeit der Rebellion?», fügt mein japanischer Kollege verschmitzt hinzu. «Sie merken, was auf sie zukommt!» Ich nicke höflich.

Allan Guggenbühl ist Jugendpsychologe, Buchautor und derzeit Gastprofessor an der Universität Kioto in Japan.



Anpassungsprinzip: japanische Schülerin.

Wie sehen Sie denn aus?

Weibliche Szenestars wie Peaches Geldof oder die gerichtsnotorische Schauspielerin Lindsay Lohan sind die Ikonen des leichtgeschürzten Schlampenlooks. Seriöse Magazine analysieren den Trend und sprechen von rebellischen «Gegenentwürfen». Was steckt dahinter? Von Franziska K. Müller

Peaches, die 21-jährige Tochter von Sir Bob Geldof, erschien zur Eröffnung der Ausstellung «Grace Kelly: Style Icon» in zeretzten Netzstrümpfen und Kampfstiefeln. Missmutig inspizierte das It-Girl die filigranen Haute-Couture-Roben, hübschen Schuhe und passenden Accessoires der früh verstorbenen Fürstin von Monaco.

Die legendäre Grace Kelly war nicht nur eine stets adrett gekleidete Schönheit. Die in London gezeigten Nachmittagskostüme, Cocktailkleider und handgestichelten Festroben sind Ausdruck einer vorbildlichen Existenz. Sie verweisen auf die gesellschaftlichen Verpflichtungen und modischen Zwänge, die eine privilegierte Frau damals prägten. Um den Torso von Peaches hingegen verwickelten sich einzelne Wollfäden zu einer Art verpfuschter Strickarbeit. Der zerlöchernte Jeansjupe war kurz wie ein Gurt.

Peaches Geldof – die in England mit einer selbstproduzierten Reality-Show, einem Sexskandal und exzessivem Drogenmissbrauch berühmt wurde –, aber auch die amerikanische Schauspielerin Lindsay Lohan oder Courtney Love, die Ur-Mutter des progressiven Schlampenlooks, gelten heute als modische Vorbilder einer neuen Frauengeneration. Geldof wurde bereits vor sieben Jahren in die wichtige «Tatler's Top Ten Fashion Icons»-Liste gewählt. Lohan durfte in ihrer Rolle als Trendsetterin kürzlich für den französischen Traditionalisten Ungaro eine Kollektion entwerfen. Courtney Loves Website (Whatcourtneyworetoday.com) klicken täglich Tausende an. Was wie eine zufällige Anhäufung modischer Geschmacklosigkeiten aussieht, folgt einer neuen Auffassung von weiblichem Selbstverständnis, das unabänderlich mit dem Bedürfnis und dem Vermögen verbunden ist, zu tun und zu lassen was man will.

Niedergang der Haute-Couture

Der sogenannte Grunge-Glamour und die Skank-Fashion sind eine Persiflage auf das Gesittete, Reglementierte und Herkömmliche. Ein skandalträchtiger Lebensstil untermauert das Image der oft leichtgeschürzten Ikonen. Tatsächlich sind aber der wilde Mix aus Tattoos, geschredderten Kleidern und schlechtem Benehmen die Auswirkungen des Niedergangs der französischen Haute-Couture-Häuser, der in den neunziger Jahren begann.

Diese figurierten früher als extravagante und elegante Ideenlieferanten der günstige-

ren Prêt-à-porter-Industrie und setzten alle paar Jahre ein Modediktat fest, nach dem sich die Masse richten konnte. Mit dem Aufkommen globaler Billigkleiderketten wie H & M, die jede Idee blitzschnell kopierten und millionenfach in die Welt hinaustrugen, fand im Modebusiness eine Demokratisierung statt, von der auch die Upperclass nicht unbeeinflusst blieb. Immer weniger Kundinnen gaben 100 000 Franken für ein handgenähtes Kostüm aus, das sie oft nicht mal tragen konnten, da es an passenden gesellschaftlichen Anlässen und folgsamen Kammerzofen fehlte.

«In Zeiten computergenerierter Schönheit ist die Realität zu einem Skandal geworden.»

Dank neuer Produktionsmöglichkeiten und Vertriebskanäle wechselten die Trends bald im Wochentakt. Das sorgte für Verwirrung und führte zur Einsicht, dass alles möglich ist. Die grossen Luxuslabels verdienen zwar noch heute Milliarden mit pflegeleichten Entwürfen und Accessoires, aber ihre Vorherrschaft über Stil und Mode geriet ins Wanken. «Diese Marken können weiterhin auf die Loyalität ihrer wichtigsten Verbündeten setzen und auf deren Angst, bei Negativkritik mit Inseratenentzug bestraft zu werden. Aber andere Tendenzen sind nicht mehr ignorierbar», sagte die britische Modekritikerin Suzy Menkes kürzlich in einem Interview.

Plötzlich waren sie da: Tausende von unabhängigen, mehrheitlich jungen Style-Experten, die ihre Meinung zu den Arbeiten der Modemacher übers Internet verbreiten und mit Fotografien von gestylten Alltagsmenschen eigene Massstäbe setzen. Immer wieder lästern – etwa via Twitter – auch Auserwählte, die offiziell zu den grossen Modeschauen geladen sind. «Früher war die Mode ein Monolog, mit den neuen Kommunikationsmitteln wurde sie zum Dialog», sagt Suzy Menkes.

Der Einfluss des legendären Fashion-Blogs «The Sartorialist» wird in der Fachwelt heute als wichtiger eingeschätzt als die unkritische Berichterstattung der amerikanischen *Vogue*. Viele Modehäuser haben sich damit abgefunden, dass nicht mehr sie bestimmen, was zu gefallen hat, sondern umgekehrt die Frauen vorgeben, was sie kaufen werden.

Hoherfolgreiche Designer wie etwa der junge Alexander Wang machten zeit ihres Berufs-

lebens nie etwas anderes, als den Look der Mädchen aus der Nachbarschaft zu kopieren und zu adaptieren. Die französische Stardesignerin Isabel Marant sieht sich gar als Sprachrohr der Strasse und behauptet gerne: «Mit dem offiziellen Fashion-Zirkus kann ich nichts anfangen. Berühmte Frauen hasse ich. Meine Kreationen sind gewissermassen antikommerziell.»

Befreiung von allen Regeln

Die schlaun Nachfolger von Christian Dior und Yves Saint Laurent haben die Zeichen der Zeit erkannt. Die Grunge-Bewegung und der modische Einfluss der Globalisierungsgegner, sagte die renommierte Trendforscherin Li Edelkoort vor drei Jahren, seien im modischen Mainstream der Zukunft nicht zu unterschätzen. Was einst mit den feministischen Vorreiterinnen der amerikanischen «Riot Grrrl»-Bewegung begann, die das Weibliche in der Popkultur nachhaltig zu verschieben wussten, wird heute mit der Befreiung von allen Regeln auf die Spitze getrieben.

Sexy, billig, schlampig: In Amerika und England hat sich dafür der Begriff *trailer park fashion* etabliert. Ihre Anhängerinnen – darunter Geldof, Lohan und Love – sehen sich als subversive Gegenentwürfe zum glamourösen, sauberen Chic normaler Stars, die sich immer zu benehmen versuchten. «In Zeiten computergenerierter Schönheit ist die Realität zu einem Skandal geworden, und damit hat das Unverfälschte eine neue Bedeutung erhalten», sagt Jacqueline Otten, Direktorin des Departments Design an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK). Nicht mehr das Kontrollierte und Ästhetische werde als spannend empfunden, sondern das Authentische, Unschöne und Ungehörige.

Neue People-Magazine wie das deutsche *In Touch* (Auflage: 350 000 Exemplare) bestätigen diesen Trend. Früher suchte man in den Vorbildern optische Perfektion, und Millionen von Frauen mussten einem gesitteten Ideal nach eifern. Heute wollen sich die Leserinnen mit den Stars identifizieren. Sie wollen sehen, wie ihre Idole im Supermarkt einkaufen gehen, wie sie ihre Cellulite zu verbergen versuchen oder betrunken von einer Party nach Hause wanken.

In diesem Sinn richtete sich auch Peaches Geldof nach ihrem Besuch der «Grace Kelly»-Ausstellung über Twitter an ihre riesige Fangemeinde: «Die Ausstellung war todlangweilig. Da hilft nur eines: viel trinken!» ○



Subversive Ungehörigkeit: It-Girl Peaches Geldof.



Ur-Mutter des Schlampe-looks: Courtney Love.



Persiflage auf das Gesittete: Lindsay Lohan.



Sprachrohr der Strasse: Stardesignerin Marant.



Das war einmal: Grace Kelly mit Ehemann Fürst Rainier III. von Monaco, 1966.

«Ich schreibe, um Spass zu haben»

Bret Easton Ellis richtete in «American Psycho» ein Blutbad an der Wall Street an, Deutschland setzte das Buch auf den Index. Jetzt erscheint sein neuer Roman «Imperial Bedrooms». Ein Besuch beim Meister des «postmodernen Existentialismus» in Los Angeles. *Von Lars Jensen*



«Lügen, stehlen, betrügen»: Autor Ellis.

Bret Easton Ellis' Apartment befindet sich in der 14. Etage eines Hochhauses in Beverly Hills, und es wirkt so seelenlos, wie man sich das Zuhause des Autors von «American Psycho» vorstellt. Ein leeres Regal, ein unbenutztes beiges Sofa, ein brauner Tisch mit einem steinernen Briefbeschwerer darauf. Neben dem Bett ein Buch, wie für diesen Anlass platziert: «Mann ohne Eigenschaften». Daneben liegt ein Skript für einen Film mit dem Arbeitstitel «Perverts of Nantucket». Ellis, 46, soll es umschreiben. Der Hausherr, in Hawaiihemd und Shorts, öffnet die gläserne Schiebetür. Wir treten auf den Balkon und überblicken Los Angeles.

Herr Ellis, vor drei Jahren verlegten Sie Ihren Hauptwohnsitz von New York nach Los Angeles, und nun wohnen Sie hier in einer möblierten Wohnung. Was soll das?

Ich bin hier gefangen. Damals zog ich nach Los Angeles, um endlich wieder Platz zu haben für einen Garten, eine Terrasse, einen Pool und eine Garage. Als ich ankam, kaufte ich dieses Apartment, um in Ruhe nach einem Haus suchen zu können. Ich wollte die Wohnung verkaufen, sobald ich ein schönes Eigenheim gefunden hatte. Bevor mir das gelang, brach der Immobilienmarkt in Kalifornien zusammen.

Sie bezahlten für diese Wohnung einen Fantasiepreis und können sich nun kein Haus mehr leisten?

So ist es.

Verraten Sie, wie viele Bücher Sie verkaufen müssten, um den Verlust auszugleichen?

Eine Menge Bücher. Ich bin ein Opfer der Krise, wie es in Kalifornien Millionen gibt: jemand, der glaubte, die Immobilienpreise würden nie fallen. Jetzt wäre ich froh, wenn ich die Hälfte des Geldes bekäme, das ich für diese Wohnung ausgab.

Anlass für Bitterkeit?

Ich verschwende keinen Gedanken an die Angelegenheit. Hoffentlich.

Einem Schriftsteller bleibt in der Not nur ein Ausweg: das Schreiben.

Das habe ich getan, deswegen sitzen wir hier zusammen.

Das Buch heisst «Imperial Bedrooms». Eine Art Fortsetzung – oder besser: eine Variation – Ihres Debüts «Unter Null».

Es ist keine Fortsetzung, sondern ein eigenständiger Roman. Es ist nur so, dass die Figuren aus «Unter Null» wieder auftauchen – um ein Vierteljahrhundert gealtert.

Ihr siebtes Buch in 25 Jahren: Warum lag Ihnen so viel daran, die drogensüchtigen, Ferrari-fahrenden Jugendlichen der Reagan-Ära aus «Unter Null» als drogensüchtige,

Ferrari-fahrende Erwachsene der Bush/Obama-Ära zu beschreiben?

Es arbeitete in mir, seit ich «Unter Null» im Jahre 2005 noch einmal gelesen hatte: Was ist aus Clay und Julian, aus Blair, Daniel und Rip geworden? Mich hat die Frage nicht mehr losgelassen, und irgendwann begann ich, die Figuren zu skizzieren. Clay hat Erfolg als Drehbuchautor, ist aber noch immer nicht in der Lage, mehr Gefühle als ein Fisch zu empfinden.

Die anderen Figuren repräsentieren – in verschiedenen Härtegraden – Dekadenz und Verfall, Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit.

Ich arbeite schon seit einigen Jahren in Hollywood und erlebe aus nächster Nähe, wie sich die Leute hier benehmen. Zu lügen, zu stehlen und zu betrügen, ist gesellschaftlich anerkannt. Wer sich am gewissenlosesten benimmt, den belohnt das System mit Geld und Ruhm.

«Unter Null» ist das Standardwerk zum Lebensgefühl der achtziger Jahre. Der Exzess. Die Krise. Die verfallende Moral. Die verkommene Jugend. Wollten Sie mit «Imperial Bedrooms» beschreiben, was heute in der Luft liegt? Wollten Sie sich die Wut über Ihren Wohnungsdeal von der Seele schreiben?

So denke ich nicht. Ich schreibe nie, um eine Botschaft zu transportieren, sondern um Spass zu haben. Mich interessiert weder die Politik noch die wirtschaftliche Lage. Zur aktuellen Stimmung habe ich keine Meinung. Mit «Unter Null» wollte ich nicht die Gesellschaft kritisieren, zumindest nicht bewusst.

Wieder mal ist Ihnen ein guter Titel eingefallen.

Die Zeit unseres Imperiums ist abgelaufen. Und ein grosser Teil der Handlung spielt in Schlafzimmern.

Sie empfanden Freude, als Sie «Imperial Bedrooms» schrieben?

Ich sass jeden Morgen an diesem Tisch und stellte fest, dass mich die Romanfiguren faszinieren, die ich mir als Zwanzigjähriger ausgedacht hatte. Wie haben sie sich entwickelt? Wie lange können sie überleben unter den heutigen Bedingungen?

Ein Experiment: Dies ist Ihr erster Roman mit einer Handlung im klassischen Sinne.

Während des Schreibens verschlang ich alle Krimis von Raymond Chandler, und mich begeisterte, dass bei ihm nie im Vordergrund stand, den Fall zu lösen. Wichtiger ist, wen

der Detektiv auf seiner Reise trifft und an welche düsteren Ecken von Los Angeles es ihn verschlägt.

Wie in all Ihren Romanen verschwimmen auch in «Imperial Bedrooms» die Grenzen zwischen dem realen Leben des Autors Bret Easton Ellis und fiktiven Orten, Figuren, Ereignissen. In jedem Interview mit Ihnen aus dem vergangenen Vierteljahrhundert fällt die überflüssige Frage, wie viel von der Geschichte autobiografisch ist.

Warum überflüssig?

Weil es sich um Romane handelt, nicht um Biografien. Sie kreieren eine fiktive Realität, selbst wenn die Hauptfigur – wie in «Lunar Park» – Bret Easton Ellis heisst.

Ich unterscheide mich gar nicht so sehr von

«Die Politik interessiert mich nicht. Zur aktuellen Lage habe ich keine Meinung.»

Clay. Als Drehbuchautor bin ich weniger erfolgreich als er, ich konsumiere schon seit vielen Jahren keine Drogen und ich habe noch nie zwei Teenager zu brutalen Sexspielen gezwungen oder den Mord an einem Freund eingefädelt. Ansonsten ähnelt er mir.

Auch in der wichtigsten Eigenschaft: Er scheint Schicksalsschläge erlebt zu haben, die ihn zwingen oder ihm helfen, erwachsen zu werden.

Das bleibt nicht aus, wenn man älter wird. **Im Januar 2004 starb Ihr Partner Michael Wade Kaplan im Alter von dreissig Jahren.**

Sein Tod riss mich aus meiner Lethargie. Ich taumelte in eine existenzielle Krise, die ein, zwei Jahre anhielt und die es mir ermöglichte zu gestalten.

Wie sah denn Ihre alte Rolle aus?

Der Erfolg von «Unter Null» übermannte mich 1985, er raubte mir meine Identität als seltsamer Aussenseiter, meine Jugend. Ich war zwanzig Jahre alt und hatte das Manuskript geschrieben, ohne auch nur zu hoffen, dass es jemals veröffentlicht werden würde. Dann legte ich es meinem Professor am Bennington College vor, der es weiterreichte an den Verlag. Ein paar Wochen später war ich reich und berühmt.

Klingt gar nicht so furchtbar.

Was mich fertigmachte, war dieser Druck, eine Person spielen zu müssen, die Bret Easton Ellis hiess und sich am besten wie Clay benehmen sollte. Alle hielten mich für einen Typ wie ihn, den koksenden Nihilisten, der je nach Laune mit Frauen und Männern schläft. Also nahm ich Drogen und vögelte Frauen und Männer, jeden, der nicht schnell genug wegrannte. Oder ich tat zumindest so. Es gab Nächte, zum Beispiel auf der Buchmesse im Hotel ...

... dem «Frankfurter Hof»?

Ja, so hiess das wohl. In diesen Nächten bin ich so heftig durchgedreht, dass im Bewusstsein der Leute in meiner Umgebung, bei Verlegern und Kritikern, der Eindruck entstand: Dieser Ellis ist genauso beknackt wie die Figuren in seinen Büchern. Meine Person und die in meinen Romanen verschmolzen



Im Film: Christian Bale alias Patrick Bateman.

zu einem Gesamtkunstwerk, was natürlich das Geschäft belebte.

Dann kam «American Psycho», das Buch über den Wall-Street-Broker, der zum Serienmörder wird.

Erst bekam ich Morddrohungen, nachdem das Manuskript an die Öffentlichkeit gelangt war, dann liess mich mein Verlag Simon & Schuster fallen, weil er das Buch für undruckbar hielt. Vintage Books griff zu und brachte ein Taschenbuch heraus. Darauf folgte der Welterfolg – man könnte auch sagen Weltskandal.

Heute preisen Englischprofessoren das Buch als Meisterwerk einer Literaturgattung, die sie «postmodernen Existenzialismus» nennen. Anders formuliert: Dies ist das einzige Buch im Kanon der gehobenen amerikanischen Bildung, in dem einer Frau bei lebendigem Leib die Brüste abgeschnitten werden.

Das konnte sich 1991 niemand vorstellen. Ich wurde in Amerika zur Unperson erklärt, weil ich den Kapitalisten Bateman als seelisch degenerierten Killer zeige. Dabei lag mir nichts ferner als Sozialkritik. Die Geschichte handelt von einem unreifen Mann, der versucht, erwachsen zu werden.

Wie wirkte sich die Affäre auf Ihren Alltag aus?

Ich schützte mich, indem ich noch conse-

quenter meine Rolle spielte.

Nach dem Tod von Kaplan änderte sich das?

Ich verlor die Lust, Bret Easton Ellis darzustellen. Das fing bei der Kleidung an. Ich trug immer diese schwarzen Massanzüge mit Krawatte und rauchte Kette und tat allerlei manierierte Dinge. Heute Morgen fotografierten mich Magazine aus Norwegen, Spanien und Italien, und ich hatte das Outfit an, in dem Sie mich hier sitzen sehen.

Shorts und Hawaiihemd.

Vor ein paar Jahren undenkbar.

Durch den Tod Ihres Freundes änderte sich auch Ihr Verhältnis zu Ihrem 1992 verstorbenen Vater, auf dessen Charaktereigenschaften die Figur des Patrick Bateman basiert.

Er hat dafür gesorgt, dass meine Schwestern und ich schwer geschädigt aus unserer Kindheit hervorgegangen sind. Er war ein fieser Mann, ein Monster. Doch ich musste ihm irgendwann verzeihen. Es dauerte lange, aber ich habe es geschafft.

Wie geht es Ihren Schwestern?

Die eine war auf Entzug, sie schlägt sich sehr gut, ist jetzt verheiratet und lebt solide. Die andere hat Depressionen und kann ihre Jobs nicht länger als ein paar Monate halten. Wir sorgen uns um sie.

Ein Phänomen ist Ihnen bis heute treu geblieben: Kaum jemand provoziert derart böartige Kritiken wie Sie. Eine empfindliche Seele wie Sie muss wahnsinnig leiden.

Ich weiss inzwischen, was auf mich zukommt, deswegen versuche ich, diese Kritiken zu ignorieren.

Die New York Times machte sich die Mühe, «Imperial Bedrooms» gleich drei Mal zu verreißen. Eine Kritik endete mit dem Satz: «Bleibt zu hoffen, dass Ellis begreift, warum sich Geschichte in der Literatur nicht wiederholen darf.» Die andere mit der Feststellung: «Dies ist ein Werk von limitierter Vorstellungskraft, das simuliert, wie die Folgen vom totalen Verlust der Vorstellungskraft aussehen können.»

Furchtbare geschriebene Sätze, die mich nicht interessieren. Mich verletzen nur Verriese, mit deren Autoren ich befreundet war. Als A. O. Scott in der *New York Times* «Lunar Park» als das Werk eines faulen Schriftstellers bezeichnete, traf mich das.

Eine andere Beobachtung beim Lesen Ihrer Kritiken: In den achtziger und neunziger Jahren lösten Ihre expliziten Darstellungen von Gewalt Stürme des Entsetzens aus, heute beschweren sich die Kritiker nur noch über billige Schockeffekte.

Daran sehen Sie, dass ich die ganze Zeit recht hatte.

Bret Easton Ellis: *Imperial Bedrooms*. Random House. 169 S., Fr. 28.90



«Wir Papua sind ein grosses Volk, gross genug, um unabhängig zu sein»: Rebellentrupp im Baliem-Tal.

Die Steinzeit-Guerilla

Sie wehren sich mit Pfeilen und Speeren gegen die Fremdherrschaft Indonesiens. Die Papua kämpfen um die Rückeroberung ihrer Heimat, in der die Ureinwohner längst als Fremde gelten. Noch kaum je drang ein westlicher Journalist ins Rebellengebiet vor. *Von Kurt Pelda (Text und Bilder)*

Der alte Mann trägt nichts ausser einem Federbusch auf dem Kopf und einem Penisbüchlein. Bevor er sich im Schneidersitz niederlässt, löst er eine um den Bauch geschlungene Schnur, die den einer Rübe ähnelnden Köcher beim Gehen aufrecht hält. Das aus einer Kalebasse gefertigte Futteral, auf Indonesisch «Koteka» genannt, ist jetzt nur noch mit einem Faden um den Hodensack gebunden. Der Koteka gilt bei den mehrheitlich christlichen Papua als Kulturgut, auch wenn er inzwischen fast nur noch von älteren Semestern benutzt wird. Trotz seines Alters hat der Häuptling kein Fett angesetzt. Seine Haut jedoch ist runzlig, und die Fusssohlen bestehen aus Hornhaut. Imposant sind die grossen Zehen, breit und kräftig, wie geschaffen für einen Menschen, der sich zeitlebens barfuss fortbewegt.

Immer wenn jemand zur Runde in der schummrigen Hütte stösst, stehen wir auf,

umarmen uns und sagen den Willkommensgruss «wa» und immer wieder «wa, wa, wa». Am Schluss sitzen neben dem Häuptling noch acht Männer und eine Frau mit wunderschönen langen Haaren im Kreis um eine leere Feuerstelle. Wie bei den Hochland-Papua üblich, ist die Hütte mit duftendem Heu ausgelegt. Dennoch werden Kippen am Boden ausgedrückt. Einer der Männer knirscht mit den Zähnen, dass man es bis in die hintersten Winkel hört. Auf dem Wellblechdach geht leiser Nieselregen nieder. Draussen ist es kühl. Das Baliem-Tal, Heimat der Dani-Ethnie, liegt rund 1600 Metern über Meer, mitten im Hochland von Papua.

«Sieh dir nur unsere Haut an»

Die Diskussion in der Hütte dreht sich um das Unrecht, das die Papua als Ureinwohner der rohstoffreichen Insel erleiden mussten. «Die

Indonesier nehmen unser Land, beuten unsere Bergwerke aus und roden Wälder, um Plantagen zu errichten. Und wir erhalten dafür nicht einmal ordentliche Strassen», beschwerten sich die Männer. Weil alle Verhandlungen nichts gebracht hätten, bleibe jetzt nur noch der Befreiungskampf. Praktisch alle in der Runde sind Mitglieder eines Komitees radikaler Nationalisten oder gehören zur Guerillaarmee, die seit Jahrzehnten für Papuas Abtrennung von Indonesien kämpft. Einer der Männer hält die Diskussion mit einer Videokamera fest. Nachdem alle zu Wort gekommen sind, holt der alte Häuptling aus: «Solange unser Land nicht unabhängig ist, solange werde ich nichts anderes als meine Koteka tragen. Mit unserem Kampf wollen wir unsere Kultur bewahren. Das ist unser oberstes Ziel.»

Der Penisbüchlein ist für die Papua ein Symbol der kulturellen Eigenständigkeit. Die indone-



Mobiltelefone und Urzeitwaffen: Die Dani wurden erst 1938 entdeckt.

sische Verfassung anerkennt zwar Religionen wie das Christentum oder den Hinduismus ausdrücklich, dennoch ist der Archipel mit seinen Tausenden von Inseln klar muslimisch geprägt. Obwohl die indonesische Variante des Islam meist tolerant ist, drücken Extremisten der Politik dann und wann ihren Stempel auf. In der Hauptstadt Jakarta, rund 3500 Kilometer westlich des Baliem-Tals, verabschiedeten die Parlamentsabgeordneten 2008 ein Gesetz gegen die Pornografie. Dessen vage Bestim-

«Die Indonesier nehmen unser Land, beuten unsere Bergwerke aus und roden Wälder.»

mungen schienen auch das Tragen der Koteka unter Strafe zu stellen. Das Verfassungsgericht hat den umstrittenen Erlass inzwischen zwar für konform mit dem Grundgesetz erklärt. Kulturelle Eigenheiten und Bräuche wie der Penisköcher dürften davon aber nicht tangiert werden, hielten die Richter fest. Das war zumindest ein Teilerfolg für die Papua.

«Viele von uns Dani sind hier im Hochland umgekommen, im Kampf gegen die Indonesier oder aber auf der Flucht im Wald. Manche sind verhungert, andere wurden von ihren

eigenen Stammesangehörigen an die Indonesier verraten», fährt der nackte Alte fort.

«Sieh dir nur unsere Haut an, unsere Haare, man merkt doch, dass wir keine Indonesier sind.» Die Papua gehören zur Volksgruppe der Melanesier und sind mit den australischen Aborigines verwandt. Kulturell, sprachlich und von ihrem Äusseren her unterscheiden sie sich klar von den Indonesiern: Ihre Haut ist dunkel, das Haar kraus, während die Indonesier hellhäutiger sind und meist glatte schwarze Haare haben. Für radikale Papua wie die in der Hütte versammelten Revolutionäre gehört ihr Land nicht zu Indonesien, sondern es ist vom übermächtigen Nachbarn bloss besetzt – eine unrechtmässige Kolonie seit fast einem halben Jahrhundert.

Telegramm nach Washington

Im Gegensatz zum östlichen Teil der Insel, dem heutigen Papua-Neuguinea, war die westliche Hälfte keine britische, sondern eine niederländische Kolonie. Papua beziehungsweise West-Papua, wie die Einheimischen ihr Land zu nennen pflegen, wurde 1961 unabhängig, doch war diese Phase nur von kurzer Dauer. Jakarta erhob Anspruch auf das Territorium und verlebte es sich gegen den Widerstand der Papua und der Niederländer ein. Die Uno for-



Geopolitik: kalte Enteignung der Papua.



Unwegsam: Nur Flugzeuge sind nützlich.

derte ein Referendum über die Unabhängigkeit, doch liessen dies die Indonesier nicht zu. Dafür organisierte Jakarta 1969 eine Versammlung von rund tausend handverlesenen Häuptlingen und Ältesten, die sich unter dem Druck des Militärs einstimmig für Papuas Verbleib bei Indonesien entschieden. Diese Farce wurde unter dem Namen «Akt des freien Willens» bekannt.

In einem vertraulichen Telegramm an das Aussenministerium in Washington liess der amerikanische Botschafter in Jakarta damals aber keine Zweifel daran, dass die Entscheidung alles andere als frei erfolgt sei. In einer echten Abstimmung hätten sich schätzungsweise 85 bis 90 Prozent aller Papua für die Unabhängigkeit ausgesprochen, lautete das Fazit des Diplomaten. Auf dem Höhepunkt des Vietnamkriegs konnten es sich die USA aber nicht leisten, einen wichtigen Verbündeten wie Indonesien vor den Kopf zu stossen.

Als Tourist getarnt

In der Hütte im Baliem-Tal nähert sich die Gesprächsrunde inzwischen ihrem Ende. Es ist schon spät, Zeit für mich, nach Wamena, dem Hauptort des Tals, zurückzukehren. «Wir Papua sind ein grosses Volk, gross genug, um unabhängig zu sein. Aber unser Problem ist,



Eine Art Bauerndorf: Guerilla-Oberst im Rebellencamp.



Gewaltige Ressourcen: Indonesier suchen am Grasberg nach Goldklumpen.

dass wir nur mit Pfeilbogen und Speeren kämpfen und kaum Gewehre besitzen», sagt der Häuptling zum Abschied. Tatsächlich lebten noch die Eltern des Häuptlings, wie damals alle Angehörigen des Dani-Stamms, von der Aussenwelt abgeschnitten – quasi als Steinzeitmenschen. Erst 1938 wurden die Dani von Weissen «entdeckt», eine Sensation. Auch wenn die Hochlandbewohner heute zumindest in der Umgebung von Wamena Mobiltelefone, Solar-Panels und Autos benutzen, ist die Bewaffnung der Guerilla in den Bergen fast auf Steinzeitniveau stehengeblieben. Auch heute noch ist das Tal nur auf dem Luftweg er-

reichbar. Treibstoff, Baumaterial und selbst Eier müssen eingeflogen werden. Ein Pick-up bringt mich auf einer engen Landstrasse zurück nach Wamena. Das Tal wird durch steile, teilweise abgeholzte Berge begrenzt. An den Abhängen haben die Dani Gemüsebeete und Gärten angelegt, umgeben von Zäunen, die mit Strohdächern vor der Witterung geschützt sind. Manchmal geht die Fahrt durch dunkle Wälder. Nachtinsekten beginnen bereits mit ihrem Getöse. Dann und wann kommen uns Menschen entgegen: junge Männer mit kurzen Hosen und T-Shirts und nackte alte Männer mit Penisköchern. Während die

Männer kaum etwas tragen, mühen sich die Frauen vornübergebeugt mit Feuerholz, Wasserkanistern oder Einkaufstaschen ab. Deren Tragriemen legen sie sich über die kraushaarigen Köpfe, damit sich die Last besser auf den Rücken verteilt.

Einwanderer dominieren die Wirtschaft

Mein Problem ist, dass ich mich bei den meisten Leuten nicht als Journalist ausgeben kann. Ohne besondere Genehmigung dürfen ausländische Reporter nämlich nicht nach Papua reisen. Das ist auch ein Grund, warum über den Guerillakrieg im Ausland wenig bekannt ist.

«Mein Problem ist, dass ich mich bei den meisten Leuten nicht als Journalist ausgeben kann.»

Als Tarnung habe ich bei der Ankunft am Flugplatz von Wamena einen Touristenführer angeheuert. Immer wenn ich mich mit Revolutionären der Organisasi Papua Merdeka (OPM), Bewegung für ein freies Papua, oder mit anderen radikalen Einheimischen treffen möchte, muss ich den Fremdenführer abwimmeln, indem ich Unwohlsein oder Erschöpfung vorschütze. Dem Mann scheint es nichts auszumachen, er bekommt sein Geld ja trotzdem.

Indonesische Zuwanderer, die meisten von ihnen Muslime, haben die Papua inzwischen vielerorts in die Rolle der Minderheit gedrängt. Die Migrantendominieren zudem die Wirtschaft, vom Bergbau über Hotels und Supermärkte bis hin zu einfachen Kiosken. Selbst in den Souvenirläden, die in Wamena Penisköcher und andere Handarbeiten der Dani an Touristen verkaufen, sind die Geschäftsführer ausschliesslich indonesische Einwanderer. Den Papua bleibt es dagegen überlassen, auf dem Trottoir Betelnüsse oder Früchte zu verkaufen. In der Hafenstadt Jayapura sind die Einheimischen bereits klar in die Rolle einer Minderheit gedrängt – in ihrem eigenen Land.

Im Camp der Guerilla

Am nächsten Morgen lässt der versprochene Pick-up lange auf sich warten. Es bleibt Zeit, sich das Treiben auf der Strasse anzusehen. Velo-Rikschas weichen heranpreschenden Autos aus. Die Einheimischen kauen Betelnüsse und spucken den roten Saft auf die Strasse. Dort bleiben Flecken in allen Abstufungen von Rot über Rotbraun bis hin zu fast Schwarz. Als der Wagen endlich kommt, sitzen auf der Ladefläche dieselben Männer, die schon an der gestrigen konspirativen Diskussionsrunde teilgenommen haben. Diesmal wollen wir in ein Camp der Guerilla fahren. Als Erstes wünschen sich die Männer jedoch Betelnüsse und Zigaretten, die ich an einem indonesischen

Kiosk kaufe. Die Revolution muss sich noch etwas gedulden, denn nun wird zuerst einmal gekaut, gespuckt und geraucht. Das verursacht schnell Durst, weshalb noch einige Flaschen Mineralwasser zu beschaffen sind. Zusammen mit einem Begleiter besorge ich auch Süßigkeiten, Gastgeschenke und Mitbringsel für die Soldaten an den Strassensperren. Mein Helfer bittet mich zudem noch um einige Geldscheine. «Die brauchen wir für die Soldaten», sagt er verschmitzt. Als wir endlich losfahren, hinterlässt der Pick-up ein Rechteck aus roten Betelflecken auf dem Strassenbelag.

Barfüssiger schlägt Hacken zusammen

Das Auto passiert mehrere Kontrollposten der Polizei, ohne dass es Probleme gibt. Erst an einer Strassensperre der Armee bittet mich ein Soldat auszusteigen. Er führt mich in ein karges Büro, wo mich ein Offizier freundlich begrüsst. Während ich meinen Pass und die für Papua notwendige Reisegenehmigung vorweise, legt der Beifahrer zwei Päckchen Zigaretten auf den Tisch. Die Geldscheine, umgerechnet etwas mehr als zehn Franken, deponiert er diskret auf einem Stuhl neben dem Offizier. Dieser fragt, womit er dienen könne. «Wir bitten um Erlaubnis, in den Bergen wandern gehen zu dürfen», sage ich. «Kein Problem und gute Reise», lautet die Antwort.

Nach einigen Stunden Fahrt verlassen wir die Strasse und folgen einem Feldweg. Bei einer kleinen Brücke stoppt der Fahrer, und wir gehen zu Fuss weiter. Der Weg folgt Bewässerungskanälen, hinter denen Äcker mit Süsskartoffeln liegen. Im nahen Wald verstecken sich Kaffeesträucher im Schatten von grossen Bäumen. In einer Einerkolonnie waten wir durch einen Sumpf, an dessen Ende wir auf einen überdachten Zaun und ein Tor stossen. Dort wartet ein halbnackter Kämpfer. Als er uns wahrnimmt, versucht er die Hacken zusammenzuschlagen, obwohl er barfuss ist. Er salutiert zackig. Das Guerillacamp stellt sich als einfaches Bauerndorf heraus, neben dem die Rebellen eine Art Kommandoposten eingerichtet haben.

Begrüsst wird unsere verdreckte Kolonne von Zivilisten, die sich unter dem Dorfbaum in einer Reihe aufgestellt haben und dabei laut wehklagen und weinen. Einige der Frauen haben sich die Gesichter mit Lehm verschmiert, ein Zeichen der Trauer. Meine Begleiter, ein paar junge Studenten, erklären mir, dass mit der Zeremonie der vielen Toten des Unabhängigkeitskampfes gedacht werde.

Es wird kein Metall verwendet

Kurz darauf trifft eine Einheit der Guerilla-Armee im Laufschrift und mit zwei wehenden Fahnen ein. Es sind die von der Regierung verbotenen Flaggen mit dem Morgenstern, dem Symbol für Papuas Unabhängigkeit. Die Kämpfer tragen lange Holzspeere und Pfeil-



Minderheit im eigenen Land: tanzende Frau.

bogen. Die Spitzen bestehen aus dunklem Hartholz, es wird kein Metall verwendet. Nach einer weiteren Begrüssung bringen zwei Männer ein Ferkel, dessen Herz aus kurzer Distanz mit einem Bambuspfeil durchbohrt wird – ein unglaublich schneller Tod. Während das Tier ausgeweidet und über dem Feuer gegrillt wird, halten zwei barfüssige Obersten Reden. Einer von ihnen sagt, er sei erst vor kurzem aus dem Nachbarland Papua-Neuguinea hierhergekommen. Dort befindet sich das Hauptquartier der Guerilla.

Die Verteilung des Schweins

Einer der Offiziere zeigt Fotos von gefallenen Revolutionären. Auf den Bildern sind auch

«Man will nicht nur die Indonesier verjagen, sondern auch alle ausländischen Unternehmen.»

automatische Gewehre zu sehen. Nicht alle Rebellen kämpfen demnach mit Steinzeitwaffen. Nach den Reden folgen militärische Übungen und dann Tanz und Gesang. Als das Schwein endlich gar ist, beginnt es zu regnen. Mir wird die Ehre zuteil, das Fleisch mit blossen Händen an die Kämpfer und Dorfbewohner zu verteilen. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle Diskussionen und Reden die Frage, wem Papuas immense Bodenschätze gehören. Kupfer, Gold und Erdgas haben Papua auf dem Papier zum reichsten Landesteil Indonesiens gemacht.

Doch das Geld fliesst vor allem nach Jakarta und in die Kassen ausländischer Konzerne. «Wir Papua haben nichts, aber auch gar nichts von unserem Reichtum», erklären die Gueril-



Ehre der Gefallenen: Kämpfer mit Fotos.

laführer unisono. Sie wollen deshalb nicht nur alle Indonesier zum Teufel jagen, sondern auch die ausländischen Unternehmen, allen voran den amerikanischen Bergbaugiganten Freeport-McMoRan.

Pfeile gegen Helikopter

Grösster Zankapfel ist die riesige Gold- und Kupfermine am Grasberg, westlich des Baliem-Tals. Ausländern, die nicht für Freeport arbeiten, wird der Zutritt verwehrt. Es ist jedoch möglich, in die nahegelegene Minenstadt Timika zu reisen, die ihre Existenz Freeport verdankt. Dort treffe ich an einer Pool-Bar eine Gruppe von Freeport-Angestellten, die Unmengen von Bier trinken. Ein Helikopterpilot erzählt zum Beispiel, dass erzürnte Dorfbewohner seine Maschine manchmal mit Pfeilen beschiessen, wenn er Erkundungsteams in den Bergen absetzt. Ein anderer Minenarbeiter meint, es arbeiteten auch viele Papua im Bergwerk. Freeport wolle sie fördern, damit sie zum Bildungsniveau der indonesischen Kumpels aufschliessen könnten.

Der Pilot schaltet sich wieder ein und weist darauf hin, wie lukrativ die Mine sei. Der Mann hat recht, denn das Bergwerk trug 2009 nicht weniger als 4 Milliarden US-Dollar zu den 6,5 Milliarden Dollar Betriebsgewinn von Freeport bei. Die indonesische Filiale von Freeport ist die grösste Steuerzahlerin des Landes. Eigentlich ist die Bergbaukonzession eine Gegenleistung Jakartas, und zwar für die amerikanische Rückendeckung bei der Einverleibung Papuas durch Indonesien. Kurz nach der Machtübernahme durch den Diktator Suharto verabschiedete Jakarta 1967 ein neues Gesetz für Auslandsinvestitionen. Eine Hand wusch die andere, doch die Papua gingen dabei leer aus. ○

Mehr Schaden, weniger Tote

Stürme, Fluten und Dürren richten grössere Schäden als früher an. Allerdings fordern die Unwetter gemäss neuen Studien immer weniger Todesopfer. Den besten Schutz vor Naturkatastrophen bieten Wirtschaftswachstum und vernünftige Politik. *Von Alex Reichmuth*



Wirkungsvolle Vorsorge: das neuseeländische Christchurch nach dem Erdbeben.

Es ist unbestritten, dass die materiellen Schäden, die Hochwasser, Stürme und Dürren weltweit anrichten, in den letzten Jahrzehnten massiv gestiegen sind. Ein Bericht der Uno zeigte letztes Jahr, dass sich die Schäden durch Hochwasser von 1990 bis 2007 um 35 Prozent erhöht haben. Und laut einer Auswertung des Rückversicherers Munich Re sind die Schäden durch Unwetter in den USA seit 1980 von 4 auf heute 10 Milliarden Dollar jährlich gestiegen.

Für Klima-Alarmisten ist klar: Hinter der Zunahme der Schäden steht die Erderwärmung. Auch die Versicherungsbranche bläst ins gleiche Horn. So meinte ein Vorstandsmitglied von Munich Re gegenüber dem *Spiegel*: «Der Klimawandel hat bereits eingesetzt und trägt mit grosser Wahrscheinlichkeit zu immer häufigeren Wetterextremen und dadurch bedingten Naturkatastrophen bei.»

Eine Analyse, die soeben in der Zeitschrift *American Meteorological Society* erschienen ist, widerspricht dieser Sichtweise. Der niederländische Umweltforscher Laurens Bouwer hat die wissenschaftliche Literatur zu den Schäden bei Umweltkatastrophen zusammengetragen und kommt zum Schluss, dass die Zunahme vollständig auf andere Faktoren als den Klimawandel zurückzuführen ist: Die Schäden haben zugenommen, weil die Bevölkerung gewachsen ist und weil diese immer mehr materielle Werte besitzt, die bei Unwettern und Katastrophen betroffen sein können.

Eine Rolle spielt auch, dass der Besitz den Naturgewalten immer stärker ausgesetzt ist: So entstehen zum Beispiel vermehrt Siedlungen in Gebieten, in denen Hochwasser oder Erdbeben auftreten können. Bouwer weist nach, dass bei allen Studien, die eine Zunahme der Schäden wegen der Erderwärmung nahele-

gen, diese Faktoren nicht konsequent berücksichtigt wurden. «Darum kann geschlossen werden, dass der menschengemachte Klimawandel bis jetzt keinen signifikanten Einfluss auf Schäden durch Naturkatastrophen hat», lautet das Fazit von Bouwers Analyse.

Die Uno liegt falsch

Es ist auch keineswegs so, dass immer mehr Menschen wegen Naturkatastrophen sterben. Zwar behauptete letztes Jahr das vom ehemaligen Uno-Generalsekretär Kofi Annan geleitete (und inzwischen aufgelöste) Globale Humanitäre Forum in einem Bericht, wegen des Klimawandels kämen schon heute jedes Jahr 300 000 Menschen ums Leben – ein grosser Teil davon wegen Dürren, Stürmen und Fluten. Die Fakten liegen jedoch ganz anders. Das zeigt ein Aufsatz des amerikanischen Umweltberaters Indur Goklany, des ehemaligen Ver-

treter der Vereinigten Staaten beim Weltklimarat: Die Zahl der Toten wegen extremer Wetterereignisse ist in den letzten Jahrzehnten sogar gewaltig zurückgegangen. Starben in den zwanziger und dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts noch jährlich etwa 450 000 Menschen wegen Unwettern, so waren es in den vergangenen zehn Jahren nur noch 35 000 – ein Rückgang von weit über 90 Prozent. Berücksichtigt man das Wachstum der Weltbevölkerung, fällt die Abnahme mit fast 98 Prozent noch deutlicher aus.

Besonders stark zurückgegangen ist die Zahl der Dürreopfer, die im letzten Jahrhundert insgesamt über die Hälfte aller Todesfälle bei Wetterkatastrophen ausmachten. Verglichen mit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts beträgt dieser Rückgang (unter Berücksichtigung des Bevölkerungswachstums) ungläubliche 99,99 Prozent. Mit anderen Worten: Wegen akuter Dürre stirbt heute fast niemand mehr. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Bei Dürren und anderen Wetterkatastrophen wird die betroffene Bevölkerung viel rascher und effizienter mit dem Nötigsten versorgt als noch vor Jahrzehnten. Selbst wenn die Gefahr von extremen Wetterereignissen wegen der Erderwärmung gestiegen sein sollte, hätte das bezüglich Todesopfer eine völlig untergeordnete Bedeutung.

Neuseeland ist sicherer als Haiti

Auffällig ist, dass die Zahl der Todesopfer durch Naturkatastrophen stark vom Entwicklungsstand des betroffenen Landes abhängt: Beim Erdbeben in Haiti im letzten Januar kamen über 220 000 Menschen ums Leben. In Neuseeland vor einigen Tagen hingegen gab es kein einziges Todesopfer, obwohl das Beben ebenso stark war. Ein Forscherteam um den amerikanischen Geowissenschaftler Gregory van der Vink belegte 2007 diesen Zusammenhang mit

Zahlen: Das Team erfasste in 133 Ländern die jährlich bei Naturkatastrophen gestorbenen Menschen für die Zeit von 1964 bis 2004. Die Todesopfer wurden mit dem Bruttosozialprodukt pro Kopf des jeweiligen Landes verglichen sowie mit dem Ausmass an Demokratie, das dort herrschte (gemäss Demokratie-Index der Weltbank). Das Resultat: Die Zahl der Opfer ist umso kleiner, je reicher die Bevölkerung und je entwickelter die Demokratie dort ist. Insbesondere fielen 80 Prozent aller erfassten Todesfälle in nur 15 Ländern an – fast alle Länder mit tiefer wirtschaftlicher Leistung und demokratischen Defiziten wie Äthiopien, Sudan, Indonesien oder Bangladesch.

Im schlimmsten Fall bremst der Klimaschutz die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes.

Konkret wiesen 11 dieser 15 Länder ein unterdurchschnittliches Bruttosozialprodukt pro Kopf auf. 13 der 15 Länder waren auch im Demokratie-Index hinter der Mitte klassiert.

Unter den 15 Ländern mit den meisten Unwettertoten befanden sich auch Venezuela und der Iran, die im untersuchten Zeitraum wegen Erdölförderung wirtschaftlich stark waren. Beide Länder wiesen aber demokratische Mängel auf. Das zeigt, dass der Reichtum eines Landes alleine noch kein zuverlässiger Indikator ist, wie gut die Bevölkerung vor Naturkatastrophen geschützt ist. Der Reichtum muss auch einigermaßen breit verteilt sein. Nur in demokratischen Ländern scheint das zuverlässig gewährleistet.

Der amerikanische Umweltforscher Matthew Kahn hatte schon 2003 erkannt, dass wirtschaftliche Prosperität entscheidend ist beim Schutz vor Unwettern. Er drückte den Zusammenhang gar in einer Formel aus: In einem

Staat mit 100 Millionen Einwohnern, in dem das durchschnittliche Einkommen von 2000 Dollar auf 14 000 Dollar steigt, geht die Zahl der jährlichen Todesopfer wegen Naturkatastrophen um 700 zurück.

Ob ein extremes Wetterereignis oder Erdbeben zur Katastrophe wird, hängt also vor allem davon ab, wie gut sich die Menschen schützen können. Gut schützen können sie sich, wenn sie in einem wirtschaftlich hochentwickelten Land leben. Zwar läuft die Bevölkerung dort Gefahr, wegen ihres relativen Reichtums materiell stärker von einem solchen Ereignis betroffen zu sein. Aber es gibt entscheidend weniger Todesopfer. Typischerweise ereigneten sich die zwei Naturereignisse mit dem bisher grössten materiellen Schaden – das Erdbeben im japanischen Kobe 1995 und der Hurrikan «Katrina» in den USA 2005 – in hochentwickelten, reichen Ländern. Beide Ereignisse haben aber vergleichsweise wenig Todesopfer gefordert.

Der rasante wirtschaftliche Aufschwung der Welt ist (neben der technologischen Entwicklung) offensichtlich auch der Grund, warum die Zahl der Unwettertoten in den vergangenen Jahrzehnten so stark zurückgegangen ist. Selbst wenn in Zukunft die Gefahr von zerstörerischen Stürmen, Hochwasserfluten und Dürren wegen des Klimawandels zunehmen sollte, wird wirtschaftliches Wachstum verbunden mit einem Ausbau der demokratischen Rechte die weitaus wirkungsvollste Katastrophenvorsorge bleiben. Die Absicht, den CO₂-Ausstoss zu senken, um damit den Klimawandel zu bremsen und das Risiko von extremen Wetterereignissen zu verkleinern, erscheint demgegenüber ziemlich untauglich.

Im schlimmsten Fall bremst der Klimaschutz gar die wirtschaftliche Entwicklung vieler Länder – was am Ende wohl mehr Tote bedeuten würde. ○

Online bestellen: www.denner-wineshop.ch

**Neu:
Aktionen
online!**



Der Weinkeller der Schweiz

DENNER®

«Wir werden rein elektrisch fahren»

Audi hat die Krise in der Autobranche besser gemeistert als die meisten Konkurrenten. CEO Rupert Stadler erzählt, wie er dieses Kunststück schaffte, was er von Geschwindigkeitsbeschränkungen hält und wie dramatisch sich das Auto in Zukunft verändern wird. *Von Carmen Gasser und Jens Schwarz (Bild)*

Noch vor kurzem verloren Tausende ihre Stelle. Fabriken standen leer. Die Autokonzerne fuhren Milliardenverluste ein. Wie haben Sie diese Zeit überlebt?

Die haben wir doch schon fast vergessen (*lacht*).

Vergessen fällt leicht, wenn man zu den Gewinnern gehört?

Wir haben uns in der Tat als das erfolgreichste Unternehmen präsentieren können, und zwar bei allen relevanten Unternehmenskennzahlen. 2010 konnten wir das beste erste Halbjahr in unserer Unternehmensgeschichte ausweisen, sowohl was die Auslieferungen als auch was den Umsatz und das Ergebnis angeht.

Was haben Sie anders gemacht?

Wir haben die Gunst der Stunde genutzt und antizyklisch agiert. Auch in der Krise haben wir kräftig in neue Produkte investiert. Es zahlt sich aus, unternehmerisch mutig zu sein zur richtigen Zeit.

Dennoch muss es auch für Sie schwierige Momente gegeben haben.

Wir sind bei der Produktion auf Sicht gefahren und mussten phasenweise Kurzarbeit einführen. Denn es gibt nichts Schlimmeres, als einen Fahrzeugbestand draussen in den Märkten zu haben, der alt ist. Aber insgesamt hat Audi die Krise enorm sportlich und gut überwunden.

Die Branche steht wieder besser da. Die Autoverkäufe boomen. Was ist passiert?

In vielen Ländern wurden Konjunkturprogramme gestartet, um die Krise zu verkürzen. Wenn es uns heute so gutgeht, hat das natürlich auch mit Asien als Wachstumsmotor zu tun, der immens anzieht. Man muss sich vor Augen halten, dass die chinesische Regierung ein Konjunkturpaket von 500 Milliarden Dollar verabschiedet hat. Das hat seine Wirkung nicht verfehlt. Auch die US-Wirtschaft hat relativ schnell wieder zum Wachstum zurückgefunden.

Die europäischen Regierungen haben sich in der Krise stark verschuldet. Bereitet dieser Umstand einem Autobauer wie Ihnen schlaflose Nächte?

Das macht mir natürlich Sorgen. Ich denke, das Thema Staatsverschuldung wird uns noch länger beschäftigen, und zwar weltweit. Gelöst werden kann dieses Problem aber nur durch eine entsprechend hohe Wachstumsdynamik der europäischen Wirtschaft.

Gleichzeitig hat der Euro zur Talfahrt angesetzt. Wie gehen Sie damit um?

In meinem Berufsleben habe ich schon unterschiedlichste Wechselkurse zwischen US-Dollar und Euro oder D-Mark gesehen. Mittlerweile haben wir ja Europa mit dem Euro harmonisiert. Darin zeigt sich die Kraft dieser Einheitswährung. Kurzfristig kann man Währungsschwankungen zwar absichern, doch langfristig kann man einer schwachen Währung nur durch Marktmacht und eine wettbewerbsfähige Kostenstruktur trotzen.

Den Autobauern werden immer mehr Umweltauflagen auferlegt. Bis 2015 sollen nur noch 120 Gramm CO₂ auf 100 Kilometer ausgestossen werden. Ist die Vorgabe realistisch?

Wir haben uns verpflichtet, diese Grenzwerte zu erreichen. Das ist keine leichte Aufgabe. Heute können wir einen A8 mit einem Verbrauch von sechs Litern Diesel anbieten, das ist schon ein Wort. Und wir investieren weiter in die Verbrauchsreduzierung von Diesel- und Benzinaggregaten. Die Start-Stopp-Automatik wurde mittlerweile beinahe in der gesamten Audi-Flotte in Serie gesetzt. Bis Ende des Jahres werden wir über fünfzig Modelle mit einem CO₂-Ausstoss unter 140 Gramm anbieten können.

Gehört der «grüne Anstrich» heute einfach dazu, oder honorieren die Kunden diese Anstrengungen tatsächlich?

Der Kunde erwartet das von uns und honoriert es, indem er unsere Produkte kauft. Wir sind Teil der Gesellschaft und müssen uns diesen Aufgaben stellen. Das ist eine Selbstverpflichtung.

Geländewagen gelten als besonders böse Autos. In der Schweiz gibt es sogar eine politische Initiative, die sie verbieten will. Wie halten Sie dagegen?

Politik und Industrie haben sich das Ziel gesetzt, bis 2015 die CO₂-Emissionen deutlich zu reduzieren. Diese Einigung war aber auch ein klares Bekenntnis dazu, dass grosse Fahrzeuge nicht stigmatisiert werden. Auch Politiker werden in Zukunft das Bedürfnis nach grossen Autos haben: Und sie erwarten ein gut ausgestattetes Auto, in dem sie nahezu uneingeschränkt arbeiten können. Dazu gehört auch, via WLAN während der Fahrt ins Internet gehen zu können. Unser Antrieb ist ständige Innovation. Audi wird auch in der Klasse der SUV neue Standards setzen, zum Beispiel bei Gewicht und Verbrauch, und damit sicherstellen, dass dieses Segment auch

in Zukunft attraktiv bleibt – und zwar ohne Abstriche für unsere Kunden.

Heute weiss man, dass die Autos einen viel kleineren Teil zur Klimaerwärmung beitragen als früher angenommen. Weshalb agiert die Autobranche trotzdem so defensiv?

Ich glaube, dass der Kunde, aber auch die Entscheidungsträger in der Politik durchaus erkennen, dass wir uns auch mit anderen Themen auseinandersetzen. Kürzlich haben wir den Audi Urban Future Award ausgeschrieben. Er ist ein Beispiel dafür, dass wir uns natürlich auch mit der Mobilität im Allgemeinen, mit der Vermeidung von Staus oder der Stadtentwicklung der Zukunft auseinandersetzen.

Das meine ich mit defensiv.

Ich hätte auch antworten können, dass Autos nur zwölf Prozent der gesamten weltweiten CO₂-Emissionen ausmachen. Doch solche Antworten sind nicht zielführend. Man sollte vielmehr aufzeigen, wie die Zukunft aussehen kann.

Und die sieht wie aus?

Das Auto wird sich in den nächsten zehn Jahren dramatischer verändern als in den vergangenen fünfzig Jahren. Auf Mobilität wird die Gesellschaft nicht verzichten können und wollen. Denn sie ist zum einen ein Freiheitsgut und zum anderen auch ein wertvolles Wirtschaftsgut, für den Transport von Gütern und Waren.

Es gibt Studien, die sagen, dass der PKW-Absatz künftig stark abnehmen wird. Junge sähen das Auto nicht mehr als Statussymbol. Die zunehmende Parkplatz-Knappheit werde Städte dazu zwingen, ein Auto mit drei oder vier Leuten zu teilen.

Bis zum Jahr 2050 wird die Weltbevölkerung von sechs auf neun Milliarden wachsen. Sechzig Prozent der Weltbevölkerung werden in grösseren Metropolen zu Hause sein. Damit kommt auf die Entwicklung dieser Megazentren eine grosse Herausforderung zu. Beim Audi Urban Future Award wurden Konzepte von Architekten auf der ganzen Welt für die Zukunft analysiert. Das Fazit dieser Projekte ist, dass das Automobil sehr wohl seine Berechtigung in grossen Metropolen hat. Allerdings wird es künftig mehr Autobesitzer als -eigentümer geben. Bereits heute leasen in den USA fünfzig Prozent unserer Kunden ein Fahrzeug. Je nach Lebensphase wollen die Kunden ein anderes Auto. Früher kauften die Leute ein Auto und



«Visionär und Vollbluttechniker»: Audi-Chef Stadler.

führen es zehn oder mehr Jahre. Das gibt es heute kaum noch.

Mit welchen Autos werden wir in Zukunft fahren?

Wir werden den Verbrauch der heutigen Diesel- und Benzinmotoren sicher noch einmal um eine Stufe reduzieren können. Dann haben wir einen Verbrauch von 3,5 bis 6 Litern. Die Hybrid-Technologie wird eine Art Übergangsphase sein. Modelle mit Start-Stopp-Technologie und Rekuperation, welche die Bremsenergie einer Batterie zuführt, um sie wieder zu nutzen, werden gerade in grossen Städten Anklang finden. Aber eigentlich befinden wir uns bereits in einer nächsten Phase, der Elektrifizierung. Ich bin davon überzeugt, dass wir mittel- und langfristig mit rein elektrisch betriebenen Autos fahren werden.

Bislang rattern Elektrofahrzeuge wie schlecht geölte Nähmaschinen. Weshalb sollte ein Sportwagenfahrer, der PS und Motorengeräusche liebt, sich so ein Fahrzeug kaufen?

Unsere Ingenieure werden hier eine gute Lösung finden. Und die Fahrer der Zukunft werden auch von dem Motorengeräusch eines E-tron emotional ergriffen sein. Das gelingt uns heute bei einem sonoren Achtzylinder oder bei einem sportlichen Sechszylinder. Weshalb soll uns das nicht bei einem Elektroantrieb gelingen? Vielleicht klingt das Auto danach wie ein Düsenjet (*lacht*) – natürlich mit einer klaren Dezibelvorgabe.

Derzeit setzen alle auf Hybrid. Vor allem die japanischen Konstrukteure haben Audi mit dieser Technik rechts überholt. Haben Sie diese Technik verschlafen?

Unser Anspruch bei Audi ist deutlich höher. Mit dem A8 Hybrid werden unsere Kunden überschaubare Distanzen rein

elektrisch fahren können. Das unterscheidet uns von den bisher auf dem Markt befindlichen Hybriden unserer Wettbewerber. Der Hybrid hat in bestimmten Situationen, beim Stop-and-go-Verkehr in grossen Metropolen wie Tokio, sicher Vorzüge. Aber wenn Sie heute die CO₂-Bilanzen ganz neutral und wertfrei anschauen, ist die erfolgreichste und verbrauchsgünstigste Effizienztechnologie noch immer der Diesel.

Wann kommt das erste Audi-Elektroauto auf den Markt?

Wir haben einen Audi A1 E-tron dieses Jahr beim Automobilsalon in Genf vorgestellt. Dabei wollten wir zunächst vor allem die Reaktionen testen und hören, ob so etwas interessant ist. Als erstes Elektroauto von Audi wird der R8 E-tron Ende 2012 auf den Markt kommen. Als Kleinserie, ganz klar.

Warum nicht gleich für alle Modelle?

Mit dem R8 E-tron fangen wir an, und wir werden hier wertvolle Erfahrungen sammeln. Dann folgen die nächsten Schritte.

Die Technik ist das eine Problem. Wie designt man ein Auto, das Chinesen ebenso gefällt wie den Russen oder Südamerikanern?

Wir müssen möglichst alle Kundenwünsche kennen, um je nach Kundenanspruch das passende Auto auf den Markt zu bringen. Und wir kennen bei jedem Modell sehr genau die Altersstruktur der Kunden, das Haushaltseinkommen, die Vorlieben und die Hobbys einer Person, wenn sie sich für ein Coupé, einen Sportwagen oder einen kompakten A1 entscheidet.

Wenn Sie die Kunden so gut kennen, weshalb produziert Audi dann keine Frauenautos?

Wir glauben nicht an das Frauenauto – genauso wenig wie an das Seniorenauto. Das wäre voll danebengeschossen. Zudem ist unsere Käuferstruktur, was Männer und Frauen betrifft, weitgehend ausgewogen.

Rupert Stadler

Rupert Stadler ist ein Auto-Boss, wie man ihn sich vorstellt. Er spricht schnell und druckreif, schwärmt von Autos wie Frauen von Diamanten und geht direkt auf Leute zu wie ein Autoverkäufer. Er manövrierte die Marke Audi, die zum VW-Konzern gehört, mit Bravour durch eine der schwersten Krisen der Automobilindustrie. Ein Kunststück, das ihm, dem studierten Betriebswirt und Nicht-Techniker – seine Vorgänger waren alles Techniker – nicht alle zugetraut hatten. Im vergangenen Halbjahr konnte der 47-Jährige das beste Ergebnis in der Geschichte des Konzerns berichten. Seine Karriere war nicht geplant, wie er sagt. Es sei «mehr Zufall» gewesen, dass er nach dem Studium und einigen Jahren bei Philips 1990 bei Audi anheuerte. Nach einigen Jahren als Controller und Finanzchef bei Audi wurde der Sohn einer bayrischen Bauernfamilie 2007 der jüngste Chef einer Autofirma. Heute führt Stadler weltweit 58 000 Mitarbeiter und sitzt im Verwaltungsrat der Volkswagen AG. (cg)

Audi übernimmt immer mehr Bauteile von der massenproduzierenden Konzernmutter VW. Trotzdem liegt der Preis eines Audi weit über jenem eines VW. Wie rechtfertigen Sie diese Politik?

Schauen Sie, den Kunden interessiert doch nicht, wenn er die Motorhaube aufmacht, wo wir beispielsweise die Batterie eingekauft haben. Aber für uns ist es sinnvoll, über einen Konzern statt zwei Millionen Batterien sechs Millionen einzukaufen. Wir können so die Leistungen definieren, die Kostenstruktur beeinflussen und diese Effekte wieder zurück



Spenden Sie, damit Pascal dabei sein kann.

Die Stiftung Cerebral hilft in der ganzen Schweiz Kindern wie Pascal und deren Familien. Zum Beispiel mit Massnahmen zur Förderung der Mobilität. Dazu brauchen wir Ihre Spende, ein Legat oder Unternehmen, die einzelne Projekte finanzieren. Helfen Sie uns zu helfen.

 **Cerebral**
Helfen verbindet



Schweizerische Stiftung für das cerebral gelähmte Kind
Erlachstrasse 14, Postfach 8262, 3001 Bern,
Telefon 031 308 15 15, PC 80-48-4, www.cerebral.ch

an den Kunden geben, etwa über Materialqualität oder Ausstattung im Innenraum, die Wettbewerber nicht haben. Vergleichen Sie etwa den Innenraum eines A1 mit dem eines Wettbewerbers. Sie werden sehen, dass Sie es mit einem völlig unterschiedlichen Produktanspruch zu tun haben.

Mittlerweile wurde der ewige Konkurrent Porsche in den VW-Konzern geholt. Welche Auswirkungen wird das auf Audi haben?

Die Zusammenarbeit wird genauso partnerschaftlich weiterlaufen, wie wir das bereits in der Vergangenheit mit Verträgen untermauert haben. Porsche wird sich im VW-Konzern vernetzen, wie das Lamborghini, Bugatti, Bentley oder Skoda auch

«Viele Amerikaner und Asiaten wünschen sich ein deutsches Auto mit PS und Leistung.»

gemacht haben. Trotzdem bleiben die Marken-Gene erhalten.

Ein 911er-Porsche wird also nicht aussehen wie ein Audi R8 oder umgekehrt?

Warum sollte dies der Fall sein? Jeder der beiden Sportwagen hat eine eigenständige Produktcharakteristik und spricht Kunden unterschiedlich an. Komisch, dass niemand auf die Idee kommt, zu fragen, ob ein Porsche künftig so aussehen wird, wie ein Bentley. Alle schauen nur auf uns.

Widersprechen immer mehr Geschwindigkeitsbeschränkungen nicht dem Trend, Autos mit stetig mehr PS auszustatten?

So sehr uns die Welt wegen des Mythos der freien Fahrt in Deutschland bewundert, so sehr sind viele Menschen auf allen Kontinenten fasziniert von der Automobilingenienskunst in Deutschland. Diesen sportlichen und technologischen Anspruch müssen wir erhalten, damit automobiler Spitzenprodukte auch in Zukunft aus Deutschland kommen. Deshalb wünschen sich viele Amerikaner, aber auch Asiaten ein deutsches Auto mit PS und Leistung.

In den meisten Ländern der Welt gelten Tempolimiten auf Autobahnen. Ausser in Deutschland. Wer hat nun recht?

Für unsere Industrie sind Tempolimiten kontraproduktiv. Deutschland ist geprägt durch «German engineering, tested on the German autobahn» [deutsche Ingenieursleistung, getestet auf deutschen Autobahnen]. Das ist ein Alleinstellungsmerkmal. Übrigens haben etliche US-Bundesstaaten in den vergangenen Jahren die strengen Tempolimiten wieder gelockert.

Doch selbst das gelobte Land für Schnelfahrer scheint bedroht.

Über neunzig Prozent der Autobahnen sind in Deutschland heute de facto elektronisch reguliert, zumindest phasenweise.

Gibt es wenig Verkehr, wird freie Fahrt gegeben, bei viel Verkehr wird beispielsweise die Geschwindigkeit auf 120 km/h gedrosselt. Für falsch halte ich, wenn einfach Schilder mit einer starren Geschwindigkeitsbeschränkung aufgestellt werden. Das wird nur bedingt akzeptiert, zum Beispiel nachts oder auf wenig frequentierten Strecken. Wenn Regulierung, dann bitte intelligent.

Wie viel PS haben Sie im Blut?

Ich bin schon immer gerne Auto gefahren und habe mich für Technik interessiert. Ich bin in dieser Region [Anm. der Red.: Ingolstadt] aufgewachsen. Audi war immer zum Greifen nahe und überall als Marke präsent. Die Bekannten arbeiteten für Audi, die Nachbarn, entweder in der Fabrik oder für Zulieferer. Nach dem Studium habe ich bei Philips angefangen, da ich zunächst bewusst etwas anderes machen wollte. Drei Jahre später habe ich eine neue berufliche Herausforderung gesucht und mich bei Audi beworben.

Wie schwierig war Ihr Weg an die Spitze?

Ich bin im Vertriebs-Controlling eingestiegen. Das war eine sehr spannende Zeit. Ich war in Italien und Spanien aktiv. Wir waren ein sehr junges Team, das ich führen durfte, bestehend aus einer Australierin, einem Franzosen und einem Engländer. Wir mussten uns mit Preisen, der Vermarktung und den richtigen Vertriebsstrukturen auseinandersetzen. Es folgte das eine aufs andere. Dass man mich im Unternehmen verstärkt wahrgenommen hat, hat vielleicht auch mit meiner Art, meiner Haltung zu tun. Ich bin ein sehr offener Typ, gehe auf Menschen zu.

Sie arbeiteten fünf Jahre im Sekretariat von VW-Präsident und Grossaktionär Ferdinand Piëch. Ihm wird nachgesagt, er sei nicht der einfachste Chef. Wie haben Sie ihn erlebt?

Er ist eine grossartige Persönlichkeit. Ich habe ihn sehr eng kennen und schätzen gelernt. Er ist ein Visionär und Vollblut-Techniker mit einem exzellenten Gespür für Trends und Technologien der Zukunft. Ich habe viel von ihm gelernt.

Hatten Sie mit Vorurteilen zu kämpfen, als Sie zum CEO von Audi ernannt wurden, weil Sie kein Techniker sind wie Ihre Vorgänger?

Da war sicher die eine oder andere Stimme wahrnehmbar. Aber das hat mich nie beunruhigt. Ich war ja nicht nur Finanzchef bei Audi, sondern habe auch an der Unternehmensstrategie aktiv mitgearbeitet, diese vorangetrieben. Das bringt Sie zwangsläufig sehr nahe ans Produkt. Unser Ziel ist klar: Wir wollen aus unserer Marke, die für mich immer ein Rohdiamant war, einen schönen, geschliffenen Diamanten machen, die Nummer eins unter den Premium-Autoherstellern.

Sie bezeichneten Ihre Frau einmal als eine «alleinerziehende Mutter».

Das stimmt, das würde ich auch heute wieder sagen. Allerdings sind die Kinder mittler-

weile fast alle aus dem Haus (*lacht*). Ich hatte und habe dank der starken Unterstützung meiner Frau immer den Rücken frei. Sie hat gespürt und gemerkt, dass ich in der Arbeit aufgehe, und unterstützt mich enorm.

Ihr Vorgänger, Martin Winterkorn, wurde nach vier Jahren bei Audi VW-Konzernchef. Wie steht es um Ihre Ambitionen?

«Den Kunden interessiert doch nicht, wo wir beispielsweise die Batterie eingekauft haben.»

Ich bleibe bei Audi. Ich habe einen faszinierenden Job und etliche Aufgaben vor mir. Was Autos betrifft, hängt Luxus für Sie mit PS und gutem Design zusammen. Welchen Luxus gönnen Sie sich privat?

Ein Luxus, von dem ich viel zu wenig habe, ist Zeit. Viele von uns sind in der Lage, sich ein schönes Paar Schuhe oder eine tolle Uhr zu kaufen. Aber Zeit zu haben, ist ein Gut, das immer wichtiger wird.

Und wenn es klappt mit der Zeit?

Dann gehe ich joggen. Manchmal setze ich mich aufs Rennrad. Golf beherrsche ich ganz passabel, aber mein Handicap verrate ich nicht, denn das geht nicht über die Platzreife hinaus. Mir fehlt einfach die Zeit (*lacht*). ○

MIGROS präsentiert

www.daszelt.ch

DAS ZELT
Schweizer Tourneetheater

NÄCHSTE STANDORTE

WINTERTHUR
29.09. – 15.10.2010

AARAU
23.10. – 04.11.2010

LUZERN
12.11. – 09.12.2010

BERN
16.12. – 09.01.2011

**VORVERKAUF
TOURNEE 2011
ERÖFFNET**

Tickets www.daszelt.ch oder
0848 000 300 (Normaltarif)

Nationale Partner

Schöne Aussichten

Von Daniele Muscionico

Wäre die Fotografie als Farbfotografie erfunden worden, wer hätte je Schwarzweiss vermisst? Dabei sah es für die Farbe lange düster aus. «Amateur!», schrie die Kritik, und «Vulgär!», blökte das Publikum, als 1976 die erste Ausstellung von Farbbildern die Welt erschütterte – die Werke von William Eggleston im MoMa New York. Keinen Penny wollte man darauf wetten, dass die bunten Blätter irgendwann irgendwer mit Kunst in Verbindung bringen würde. Beiläufig und profan, wie sie waren.

Beiläufig und profan, wie sie sind! Und den Beginn markierten einer neuen Epoche in der bildenden Kunst. Heute zählen Eggleston sowie Stephen Shore und Joel Meyerowitz zu den Pionieren der modernen Farbfotografie.

Der New Yorker Meyerowitz, zum Beispiel. Er gilt als Edward Hopper seines Mediums und fotografierte ab Mitte der sechziger Jahre im Geist von Henri Cartier-Bresson Strassenszenen in New York, die Aussenbezirke, Landstriche, Provinzstädte. In seinen Bildbänden «Cape Light», Licht-Freskos, aufgenommen am Cape Cod (1978), «A Summer's Day» (1986) und «Tuscany: Inside the Light» (2003), übersetzte er die Tradition der amerikanischen Romantik auf das technische Bildmedium.

Jetzt ist der frühe Dreisprung der Farbe in Zürich versammelt: Eggleston, Shore und Meyerowitz. Und möglich gemacht hat das einer, der es mindestens so sehr verdient, als Pionier bezeichnet zu werden, wie die Künstler, die er seit dreissig Jahren ausstellt: Kaspar Fleischmann, Europas Herzschrittmarker der Fotografie.

Fleischmann war einer der ersten Fotogaleristen Europas, gründete den Fotografie-Sektor der Art Basel, initiierte die Messen Paris Photo sowie die Photography Show New York mit, ermöglichte mit seiner Schenkung die Fotosammlung im Kunsthaus Zürich – und finanziert heute an der Universität Zürich eine Lehr- und Forschungsstelle für Fotografie.

Und die Aussichten werden noch schöner: Neu kooperiert seine Galerie mit dem Unternehmen des New Yorker Fotogaleristen Edwynn Houk. Ihr Ziel ist es, die fotografische Moderne auch in der Schweiz zu etablieren. Denn in Bezug auf die Fotografie und den kritischen Umgang mit ihr hat die Neue Welt der Alten noch eine Menge beizubringen.

American Pioneers of Color. Galerie Edwynn Houk, Zur Stockeregg, Zürich, ab 23. September.



Pionierarbeit: «New York City» von Joel Meyerowitz, 1974.



Namen

Kylie Minogue — Die Vergangenheit holt die australische Pop-Diva ein. Die 42-Jährige wollte mit ihren Anwälten unbedingt verhindern, dass die TV-Serie aus den 80er Jahren, «Neighbours», mit ihr in der Hauptrolle als Reprise ausgestrahlt wird. Wie undankbar von der Hit-Sängerin («Can't Get You Out of My Head»). Denn es waren die Auftritte in «Neighbours», die Minogue in erster Linie berühmt machten. Schliesslich gab es im Rechtsstreit einen moralischen Sieger: Der Produzent der Sendung setzte sich durch, und Kylie erlebt, ob sie es will oder nicht, in ihrem Heimatland ein Fernseh-Revival. (bb)

Laura Kämpf — Eine Woche mit Seltenheitswert: Gleich drei der wichtigsten nationalen Ämter werden neu besetzt. Nach den Bundesratsersatzwahlen vom Mittwoch wird am Samstag im Zürcher Theater 11 die neue Miss Schweiz gekürt. War es vor Jahresfrist die Diskussion darüber, wie viel Grips die Schönste im Land haben muss (ausgerechnet die spätere Miss Schweiz Linda Fäh erkannte das Matterhorn bei einem Wissenstest nicht), gaben dieses Jahr im Vorfeld der Wahl die wesentlichen



«Echt und natürlich»: die Tessinerin Kämpf.

Punkte einer Schönheitskönigin zu reden. Zum Beispiel die beachtliche Körbchengrösse (D) von Kandidatin Laura Kämpf («Miss Busen»). In der heissen Schlussphase versuchte die 19-jährige Tessinerin aber doch noch von ihren Kurven abzulenken, und meinte, dass die Leute hoffentlich für sie stimmen werden, weil sie «echt und natürlich» sei und weil sie «viel lache». (bb)



Meine grossartige Show

Unser Kolumnist trifft ein paar Weltstars. Und hat eine Idee, wie man die Bahnhofstrasse in Zürich besuchenswert halten könnte. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Bad Ragaz, ein Anlass mit Namen «Shooting Stars Benefit» fand statt, es handelte sich dabei um eine Veranstaltung für den wohltätigen Zweck (Geld sammeln für den Bau eines Spitals in Kambodscha). Das ist in Ordnung. Ausserdem habe es noch nie so viele Weltstars aus dem internationalen Showgeschäft gleichzeitig an einem Event in der Schweiz gegeben, stand in den Unterlagen; diese, nebenbei, hat ein Bekannter von mir geschrieben (Siro Barino).

Tagsüber spielten die Weltstars auf dem 18-Loch-PGA-Championship-Course des «Grand Resort Bad Ragaz», MvH musste arbeiten, und Golfer ist er keiner, nur zum Sagen. Während der «Champagne Reception» am Abend fiel mir auf, dass einige der Stars Ihren Kolumnisten noch nicht kannten. Das ist natürlich ein bisschen blöd. Man kann schon zu einer Berühmtheit gehen und sagen: «Hello, ich bin eine wichtige Nummer in unserem nicht so wichtigen Land, und ich kann Sie berühmter machen», aber das ist irgendwie uncool. («Journalisten sind die sechzigjährigen Frauen in der Bar der Stars – man sieht durch sie durch», steht in dem Buch «How To Be a Star».) Tamar Sedmak, eine TV-Moderatorin und Reporterin beim *Blick*, machte mich mit Dennis Haysbert bekannt (ich bin ehrlich, den Namen kannte ich auch nicht, aber das Gesicht, er war der schwarze Präsident in «24», der Fernsehserie). Sie sagte: «Dennis, this is Mark, he's on TV» (interessant, nicht wahr, jetzt schreibe ich seit zwanzig Jahren in Zeitungen sowie Zeitschriften und lege dabei mein Herz auf die

Manschette sozusagen, aber nach vier Folgen der Sendung «MvH – The Place to Be» ist man *the guy who's on TV* – der Kerl aus dem Fernsehen). Dennis fragte, was ich genau mache, und ich antwortete, ich hätte eine kleine Show. Wir redeten ein wenig, wie man das tut, unter Kollegen (er arbeitet zurzeit an einem Western und an einem Fantasyfilm, in 3-D; ich an meiner *season*, Staffel, des kommenden Jahres). Bevor ich ging, sagte er: «Vergiss nie, Mark, du hast keine «kleine» Show, du hast eine grossartige Show.» Diese Amerikaner, schreibe ich nur.

Während des Essens sorgte meine Nachbarin Shawne Fielding dafür, dass Samuel L(eroy) Jackson an den Tisch trat, an dem wir sassen (vermutlich wäre er ohne ihr Winken und Rufen auch gekommen, er tat das, was *to work the room* heisst; er hatte den Anlass veranstaltet für seine Stiftung, zusammen mit dem Schweizerischen Roten Kreuz sowie mit Helvetia Wealth, einer Vermögensberatungsfirma). Er hatte eine schwarze Mao-Jacke an und eine Mütze auf dem Kopf (Kleidungsvorschrift: *black tie*). «Was soll die Mütze?», fragte ich. Er entgegnete, er trage immer eine (was im Grunde keine Antwort auf meine Frage ist). Darum sagte er, er sei follikelmässig herausgefordert, was lustig ist, auf Amerikanisch auf jeden Fall, *follicularly challenged*. (Falls jemand wissen will, weshalb Dennis Haysbert Tamara Sedmak kannte resp. Sam, wie man sagen darf, Jackson Shawne Fielding – das muss man hinbekommen, als Blonde.) Shawnes Freund, James Johnson, war auch dabei.

Danach ging *le monde* an die After-Ball-Party, und MvH fuhr nach Hause. Ich mache fast immer das, was man «französischen Abschied» nennt. Doch dem, der mich eingeladen hat, sage ich zuvor auf Wiedersehen. Siro fragte, ob ich gehe, ohne Dionne Warwick singen gehört zu haben. Ich entgegnete: «Ja» – es war gegen 24.00 Uhr –, und kündigte an, ich werde schreiben, ihr Auftritt sei «ein Triumph» gewesen. Falls es kein Triumph sein sollte, solle er mich anrufen, bat ich zudem (er rief nicht an). Weitere Weltstars, die ich nicht gesehen habe oder deren Namen mir nichts sagten: Rupert Grint, Haley Joel Osment, Colin Salmon.

Die schlechte Nachricht aus Zürich: Fast jedes Mal, wenn Ihr Kolumnist an einem Samstagnachmittag in die Stadt geht, um im «Al Leone» oder im «Sprüngli» einen Kaffee zu trinken resp. ein Clubsandwich zu essen, gibt es einen sogenannten Demonstrationzug auf der Bahnhofstrasse (gegen Hunger, Hass, Abtreibung oder für Roma, Kurden, den Islam usw.). MvH ist eigentlich für freie Meinungsäusserung und so. Doch wer eher wenig zu sagen hat, sollte es, von mir aus gesehen, nicht dort sagen dürfen, wo Leistungsträger das Tram nehmen möchten (das dann lange Zeit nicht kommt, weil umgeleitet). Das Clubsandwich im «Sprüngli», übrigens, ist das beste vielleicht, das ich bisher versucht habe.

Die Welt mit vierzig

Für eine alleinstehende Frau ist es nicht so einfach auf dem gesellschaftlichen Parkett. Solange sie jung ist, gibt es keine Probleme. Man hat Schulfreundinnen, mit denen man sich trifft. Die einen sind verheiratet, haben Kinder, die anderen sind Singles – alles egal. Zivilstand spielt keine Rolle. Das alles ändert sich, wenn die Paare älter werden. So gegen vierzig sieht alles anders aus. Die Männer werden unruhig, die Frauen müssen um sie zittern, und unverheiratete Freundinnen werden zur Gefahr. Man lädt sie nicht mehr ein. Die Männer könnten ja auf dumme Gedanken kommen. Und manche Frau, die in schwieriger Ehe lebt, beneidet die Single-Freundin um die Freiheit, von der sie manchmal träumt. Auch das ist nicht gut für das gestresste Gemüt.

Alexandra ist eine dieser Single-Frauen. Sie hat eine eigene Boutique, ist vermögend, sieht super aus und denkt nicht im Traum daran zu heiraten. «Allein die Vorstellung, dass ich meine Prada-Tüten verstecken muss, wenn ich von einem Einkaufsbummel nach Hause komme», bereitet ihr Stress. So nämlich stellt sie sich die Ehe vor. Sie beobachtet ihre verheirateten Freundinnen und hat keine Lust, ihre Freiheit aufzugeben. Sie ist gefragt bei den Männern, denn sie ist attraktiv. Teurer Haarschnitt, Milch-und-Honig-Haut, Pilates-gestylte Figur, immer gut und teuer angezogen. Alexandra ist eine Klassefrau. Dass sie ein bisschen vereinsamt in ihrer Eigentums-Maisonettewohnung am Zürichberg, ist ihr egal. Lieber allein als in schlechter Begleitung. Seit sie vierzig ist (zum Geburtstag hat sie sich eine Rolex geschenkt), spürt sie, wie ihre Freundinnen sich von ihr zurückziehen. Man hat nicht mehr die gleichen Probleme und lebt sich auseinander. Die Freundinnen reden von Kindern, Privatschulen, Ballettunterricht und Sportstunden, Alexandra würde lieber über Männer reden und darüber, dass es so wenige gibt, über die zu reden sich lohnt. Ihre Freundinnen werden stutenbissig. Sie zittern um ihre Männer, manche ist ein gebranntes Kind, da ihr Mann längst eine Freundin hat, was sie vor den Freundinnen zu verheimlichen sucht. Obwohl alle schon längst darüber tuscheln.

Heute ist Alexandra in Annas Haus geladen, bei der reichen Witwe, die eines ihrer intimen Essen für 36 Gäste gibt. Alexandra kommt neben einem Mann zu sitzen, den sie schon gesehen hat, aber nicht näher kennt. In Zürich lebt zwar jeder auf seinem eigenen Planeten, aber man kommt, wenn man in einer gewissen Schicht verkehrt, doch um niemanden herum. Der gutaussehende Banker ist vielleicht eine Spur zu elegant, um erotisch zu sein, aber

uninteressant ist er nicht. Er stellt sich als «Beat» vor und sagt, er sei gerade in Scheidung. Seine Frau sei trotzdem mit ihm gekommen, sie sitze am anderen Ende des Tisches.

«Na, wie läuft es?», fragt der Mann. «Nichts Besonderes. No Sex, no Crime», sagt Alexandra lächelnd und schüttelt ihren dunklen Pony. «Interessant», spricht der Mann, «wir sitzen seit einer Minute nebeneinander und sind schon bei meinem Lieblingsthema. Sex.» – «Nein, nein», wehrt sie ab, «das ist mein Standardspruch.» Er lässt nicht locker, wippt mit dem linken Knie, was Alexandra als sexuelle Unruhe interpretiert, und fragt, ob sie Lust habe, mit ihm ein Wochenende in Paris zu verbringen. Alexandra ist penibel um ihren guten Ruf besorgt, allein der Gedanke, dass jemand sie mit diesem Mann am Flughafen sehen könnte, jagt ihr Schweissperlen auf die Stirn. Sie lehnt ab, und – natürlich – je mehr sie ablehnt, desto mehr insistiert der Mann.

Als Alexandra über den Tisch blickt, schaut sie direkt ins Gesicht der Noch-Ehefrau des Mannes. Wie versteinert sitzt sie auf ihrem Platz, spricht weder mit dem linken noch mit ihrem rechten Tischherrn und fixiert Alexandra hasserfüllt. «Interessant», flüstert Alexandra ihrem Tischherrn zu, «dass Frauen immer böse werden auf die Frauen, die von ihren Männern beflirtet werden, aber nie auf den Mann.» Er weiss nicht, was sagen. Männer beziehen nicht gerne Stellung, Männer sind, wenn es um ihre Beziehungen geht, feige.

Als sich die Runde auflöst und man auf der Terrasse den Kaffee oder einen letzten Night-Cup trinkt, stürzt sich die Noch-Gattin auf den Mann, mit dem sie kurz vor der Scheidung steht, und entführt ihn in den Garten. Ohne Alexandra auch nur eines Blickes zu würdigen. Wie böse Frauen doch sind, denkt Alexandra. Sie hatte wirklich nichts getan.

Als Alexandra kurz vor Mitternacht sich verabschiedet und zu ihrem Auto geht, begleitet die Gastgeberin Anna sie noch ein Stück durch die linde Luft. Anna ist wirklich ein Kontrollfreak, eine Frau, die Macht will und Anerkennung. «Sei froh, dass ich dich einlade», sagt sie, während sie Alexandra umarmt. «Lieber ein Mann zu viel als eine Frau zu viel.» Alexandra löst sich aus der Judas-Umarmung, setzt sich in ihren Mini Cooper S und fährt davon.

Andrea Sharp

Die Handlung und die handelnden Personen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit toten oder lebenden Personen oder Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ist nicht beabsichtigt und wäre rein zufällig.

Geistiger Haushalt

Von Peter Rüedi



Was zeichnet einen grossen Winzer aus? Nicht, dass seine Weine immer besser werden, sondern dass sie – bei allen Schwankungen der Jahrgänge, Weinbau ist nun mal eine Open-Air-Veranstaltung – immer das höchstmögliche Niveau halten. «Alles wird besser, Valser bleibt gut», hiess mal eine gute Headline für ein vergleichsweise schlichtes Getränk. Sie lässt sich locker auf die Weine von Pierre-Luc Leyvraz anwenden. An dessen «Les Blassinges» habe ich nun mal den Narren getrunken, auch wenn ich weiss, dass es andere tolle «Saint-Saphs» gibt, die von Bovy, Jean-Michel Conne oder den Söhnen Rogivue etwa. Der Weisse aus der Miniparzelle von Leyvraz gehört einfach zu meinem geistigen und sonstigen Haushalt. Zur Familie sozusagen. Jeder Jahrgang ist anders. Der «Zwoneuner» kam spät an, weil er spät auf die Flasche kam. Hatte der «Achter» viel Ausgangssäure und somit viel natürliche Kohlensäure, waren die Bedingungen 2009 so ideal, die Trauben so vollkommen ausgereift (nicht nur im Zuckergehalt, sondern in der komplexen Aromatik), dass das Kunststück eher war, die spärliche Säure möglichst wirkungsvoll zu inszenieren. Gleicher Winzer, gleiche Etikette, gleiche Reblage. Aber fast ein anderer Wein. Nicht nur in der Schweiz (aber da besonders) hält sich noch immer das Vorurteil, Weissweine, zumal Chasselas, müssten spätestens in ein, zwei Jahren weggeputzt sein. Diesem Jugendwahn ist schwer beizukommen. Wenn ich erzähle, ich hätte mal bei der Ville de Lausanne Dézaleys aus den Siebzigern verkostet, die nicht nur trinkbar, sondern sehr attraktiv waren, gerate ich in den Verdacht reiner Flunkerei. Doch zurück zu diesem floralen, vollmundigen (aber nie fetten), facettenreichen, wie immer bei Leyvraz fein mineralischen St-Saphorin, wage ich die Behauptung: Der wäre noch in zwei Jahrzehnten eine Sensation. Wäre, hätte, würde. Wenn Grossmutter Rädli hätt', wär' sie ein Töff, sagten wir als Buben. Leyvraz' «Les Blassinges» ist viel zu verführerisch, als dass er bei mir nur schon das übernächste Jahr erleben würde. Leider.

St-Saphorin Les Blassinges 2009. Pierre-Luc Leyvraz, Chexbres. 12,5%. Fr. 15.–. www.leyvraz-vins.ch

«Goldschmuck wird luftiger und leichter»

Das traditionsreiche Uhren- und Schmuckgeschäft Gübelin gehört zu Klassikern der Schweizer Luxusbranche. Vater und Sohn Gübelin sprechen hier über die Kunst der Exzellenz.



Kontinuität und Durchhaltewillen: Raphael und Thomas Gübelin.

Thomas Gübelin, Sie übergeben die Führung an die sechste Generation. Was wird sich ändern?

Thomas Gübelin: Eine neue Generation sollte ja etwas verändern. Bestehen bleiben sollten Tradition und Qualität. Aber ein neuer Schwung sollte Einzug halten.

Raphael Gübelin: Was der Kunde merken darf, ist der gute Service. In Bezug auf Kundenservice können wir in der Schweiz noch einen Riesensprung machen.

Was liegt Ihnen mehr am Herzen: Schmuck oder Uhren?

TG: Mir liegt natürlich der Schmuck mehr am Herzen, weil ich von Haus aus Goldschmied bin und dieses Handwerk gelernt habe. Mein Vater war wie unsere Vorfahren Uhrmacher, mein Onkel war Edelsteinfachmann. Meine Frau und ich haben Edelsteinkunde studiert und haben daher eine grosse Affinität zum Schmuck.

RG: Ich komme vom Management her, und mir steht das Produkt am nächsten. Ich unterscheide nicht gross, ob es Schmuck oder Uhren sind.

Was verkaufen Sie besser?

RG: Man kann von einer gleichmässigen Aufteilung sprechen. Es gibt Jahre, in denen mehr vom einen verkauft wird, in andern Jahren mehr vom andern.

Luzern ist ein beliebtes Ziel von Touristen. Haben Sie das Sortiment speziell auf deren Wünsche ausgerichtet?

RG: Man muss sich an die Kundschaft anpassen. Wir führen Modelle, von denen wir grössere Stückzahlen an einzelnen Verkaufsstellen haben. Man muss aber immer ein grosses Sortiment offerieren können.

Was kaufen Amerikaner besonders gern?

RG: Ich behaupte, dass sich das Kaufverhalten des Amerikaners kaum von demjenigen des Europäers unterscheidet. Die Asiaten

oder die Russen haben hingegen einen anderen Geschmack.

Gibt es 2010 einen Haupttrend bei Gübelin-Schmuck?

RG: Ein Trend geht klar in Richtung Farbsteine. Ein zweiter Trend ist, dass der Goldschmuck weniger schwer und massiv ist, sondern luftiger und leichter.

Welche Golduhren sind besonders gefragt?

RG: Stärker geworden sind Rotgolduhren, und das natürlich auf Kosten der Gelbgolduhren. Uhren in Weissgold und Stahl sind gleichbleibend stark, weil sie sehr einfach zu kombinieren sind. Ich habe aber ein Bauchgefühl, dass es wieder vermehrt in Richtung Gelbgold gehen wird. Gross ist das Potenzial noch bei den Frauen, obwohl allmählich auch die Frauen Uhren mit mehreren Komplikationen zu schätzen lernen.

Im Mai machte in Zürich ein Millionenraub Schlagzeilen. Wie verarbeitet man einen solchen Schock?

RG: Unsere Mitarbeiter sind dafür ausgebildet, auch mit diesen Vorfällen fertig zu werden. Es war ein professioneller Raub, und das Personal hat sich so verhalten, dass weiter nichts passiert ist. Das bedeutete selbstverständlich eine grosse Erleichterung. Wir haben einen Türwächter angestellt und weitere Sicherheitsmassnahmen getroffen, damit sich ein solches Ereignis nicht wiederholt.

Empfehlen Sie Ihren Kunden eine Wertsachenversicherung?

Das finde ich sehr wichtig, denn es kann passieren, dass Schmuck verlorengeht oder gestohlen wird. Wir offerieren deshalb auch Schätzungen für Versicherungen.

Thomas Gübelin, was wünschen Sie sich von Ihren Kindern?

TG: Kontinuität und Durchhaltewillen, und dass sie auch den Erfolg haben, den ich selbst haben durfte. Und den Grundsatz «Der Kunde ist König» beibehalten.

Und Sie sich, Raphael Gübelin, von Ihrem Vater?

RG: Er ist immer noch President of the Board, ich bin bei ihm angestellt und muss ihm über den Verwaltungsrat Rapport erstatten. Ich hoffe, dass er offen bleibt und mir nach wie vor zur Seite steht.

Bei Gübelin übernehmen die Geschwister Sara und Raphael Gübelin das Ruder. Der Hauptsitz des Familienunternehmens mit über 150-jähriger Tradition befindet sich in Luzern.

Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Wieso sich grün und blau ärgern?

Von Jürg Zbinden

1 — Eine grosszügige Nummer grösser präsentiert sich das Hermès-Carré aus gewaschenem Seidentwill. Das Luxusquadrat mit dem Dessin «Kelly en perles» ist erhältlich in vier Farbvarianten und misst 140 × 140 cm. Es fühlt sich ein bisschen an wie Samt. Der Preis beträgt Fr. 900.–. In allen Boutiquen von Hermès, in Zürich an der neuen Adresse am Paradeplatz, an der Bahnhofstr. 28a.



1

2 — Der Farbe Grün werden gerne giftige Eigenschaften zugeschrieben. Deshalb werden Bösewichte fürs grosse Kino häufig in Grün gewandet, zum Beispiel Uma Thurman als Poison Ivy in «Batman & Robin» oder – nomen est omen – Willem Dafoe als Green Goblin in «Spider-Man». Das Kleid der selbstbewussten Brünette in unserem Fall nennt sich «Baily». Es ist aus einem Viskose-Mix und kostet Fr. 790.–. Die kleidsamen schwarzen Strümpfe «Aston» kosten Fr. 59.–, und die Wespentaille kontrolliert für Fr. 160.– das Gürtelchen «Glitter». Alles aus der aktuellen Herbst/Winter-Kollektion von Wolford. Bezugsquellen unter: www.wolford.com.



2

3 — Der mitternachtsblaue Flakon von «Bleu de Chanel» setzt ein erstes Statement, das im visuellen Gedächtnis haften bleibt. Und es lässt sich jetzt schon mit Fug und Recht behaupten, dass diese Komposition von Jacques Polge ein weiterer Chanel-Klassiker für den Herrn wird, auf Nasenhöhe mit «Pour Monsieur». Und den Werbespot dazu drehte immerhin Martin Scorsese. «Bleu de Chanel» vereint Aromen von rotem Pfeffer, Zitrusfrüchten, Vetiver und Muskat, Jasmin und Sandelholz. *C'est magnifique!* Das Eau de Toilette im Zerstäuber mit 50 ml kostet Fr. 88.–, doch lohnt sich sogleich der Kauf von 100 ml zu Fr. 122.–. Im gehobenen Parfümerie-Fachhandel.



3

4 — «Scribe» ist die Luxuslinie mit handgearbeiteten Schuhen aus dem Hause Bally. Die grünen Monks aus der aktuellen Kollektion tragen den Bestellnamen «Alezio M» und sind auch noch handbemalt! Sie sind aus Kalbsleder und kosten Fr. 1595.–. Erhältlich in ausgesuchten Bally-Stores.

4



5 — Ebenfalls aus der luxuriösen «Scribe»-Linie stammen die klassischen, wiederum handbemalten Treter «Atos M» in sattem Dunkelblau. Sie sind Fr. 400.– günstiger als ihre Vorgänger und kosten somit Fr. 1195.–. Erhältlich in Bally-Stores.

5





Auto

Der sanfte Weg

Er sieht aus wie ein benzinschluckendes Monster, aber der BMW X6 Active Hybrid ist eine elegante Überraschung. *Von David Schnapp*

Ein langjähriger Leser kritisierte kürzlich die Auswahl der Testwagen auf dieser Seite, mehrheitlich «schwere, kraftstoffhungrige, umweltverschmutzende Ungetüme». Der Leser hat immer recht, deshalb habe ich für diese Woche eine interessante Form des Gegenentwurfs getestet.

Der BMW X6 gehört für manche in die Kategorie «Autos, die die Welt nicht braucht». Man kann es aber auch als lobenswertes kreatives Wagnis sehen. BMW getraut sich etwas, und wenn Design polarisiert, ist es dafür meist nachhaltig. Natürlich ist das Allradcoupé gross

und schwer. Als Active Hybrid wiegt es 2525 Kilogramm, wobei fast 400 Kilogramm auf Hochleistungsbatterie und Elektroantrieb entfallen. Die Batterie lädt sich beim Fahren oder Bremsen auf und kann das Fahrzeug rein elektrisch antreiben. Das Zusammenspiel von Elektro- und Benzinmotoren wird von einer aufwendigen Steuerung geregelt, die dafür sorgt, dass Fahrkomfort und -dynamik nicht leiden, wenn einer der Antriebe zu- oder abgeschaltet wird.

Es ist aber nicht bloss Technik, die den Reiz des Hybrid ausmacht. Um dessen Vorteile effektiv zu nutzen, musste ich Sanftmut lernen. Nur wenn man das Gaspedal ganz leicht antippt, rollt der BMW lautlos davon, der Zeiger des Umdrehungsmessers fällt auf null, stattdessen leuchten die Symbole für den Elektroantrieb auf. Bei voller Batterie kann man bis zu 65 km/h erreichen, ohne einen Tropfen Benzin zu verbrauchen. In mir erwachte der Ehrgeiz, diese distinguierte Art der Fortbewegung zu perfektionieren. So konnte ich zusehen, wie der Verbrauch stetig fiel, bis er sich bei zehn Liter auf hundert Kilometer einpendelte. Das

ist für ein grosses Auto mit intelligentem Vierradantrieb und viel Komfort beachtlich.

Diese neue ökologische Sparsamkeit hat ihren Preis: 159 000 Franken kostet der X6 Active Hybrid in der Grundausstattung. Den einigermaßen vergleichbaren Lexus RX450h Limited bekommt man schon für 103 500 Franken und einen VW Touareg Hybrid ab 109 400 Franken.

Als Fahrer gefällt einem die nüchterne Eleganz des BMW-Interieurs mit wenigen Schaltern am richtigen Ort. Als Ästhet findet man die grossflächige Kunststofflandschaft des Armaturenrägers nicht optimal. Hier lohnt sich der Einsatz eines Lederbezugs für 3020 Franken. Das Fahrwerk hingegen ist grossartig, Kurvendynamik und Strassenlage des Grosscoupés sind absolute Klasse. Und wenn die alte Ungeduld erwacht und der Gasfuss wieder drückt, wird aus dem sanften Riesen schnell ein Topathlet. Im Zusammenspiel können die Motoren sehr sportliche 780 Newtonmeter erreichen.

Fazit: Der X6 Active Hybrid ist eine elegante Überraschung, man erwartet ein schweres, kraftstoffhungriges, umweltverschmutzendes Ungetüm. Und es kommt ein schweres Ungetüm, das weder kraftstoffhungrig noch besonders umweltverschmutzend ist. Diese leichte Ironie, die das Auto ausstrahlt, hat mir ausgezeichnet gefallen. So viel Humor sollte man auch in Umweltfragen haben.

BMW X6 Active Hybrid

Leistung: 485 PS, Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 159 000.–
Testfahrzeug: Fr. 160 640.–



Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Hansjörg Schneider:** Hunkeler und die Augen des Ödipus (*Diogenes*)
- 2 (-) **Jonathan Franzen:** Freiheit (*Rowohlt*)
- 3 (2) **Lukas Hartmann:** Finsteres Glück (*Diogenes*)
- 4 (4) **Ingrid Noll:** Ehrenwort (*Diogenes*)
- 5 (7) **Martin Suter:** Der Koch (*Diogenes*)
- 6 (3) **Karin Slaughter:** Entsetzen (*Blanvalet*)
- 7 (5) **Eveline Hasler:** Und werde immer Ihr Freund sein (*Nagel & Kimche*)
- 8 (8) **Laura Brodie:** Ich weiss, du bist hier (*DTV*)
- 9 (6) **Bernhard Schlink:** Sommerlügen (*Diogenes*)
- 10 (-) **Tommy Jaud:** Hummeldumm (*Scherz*)

Sachbücher

- 1 (-) **Natascha Kampusch:** 3096 Tage (*List*)
- 2 (-) **Thilo Sarrazin:** Deutschland schafft sich ab (*DVA*)
- 3 (1) **Daniel Ammann:** King of Oil (*Orell Füssli*)
- 4 (-) **Stephen W. Hawking:** Der grosse Entwurf (*Rowohlt*)
- 5 (3) **Michael Mittermeier:** Achtung Baby! (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (2) **Annemarie Wildeisen:** Das grosse Buch vom Fleischgaren bei Niedertemperatur (*AT-Verlag*)
- 7 (4) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung 25. Auflage (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 8 (9) **Guy Bodenmann, Caroline Brändli:** Was Paare stark macht (*Beobachter*)
- 9 (8) **Jonathan Safran Foer:** Tiere essen (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 10 (6) **Ulrich Detrouis:** Höllenritt (*Econ*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Kleine Welt

Selbst dem Harvard-Absolventen und CIA-Agenten Michael Teak geht es diesmal zu schnell: Bei einer Geldübergabe an den somalischen Friedenskämpfer Hatashil wird das Dorf um ihn herum in Grund und Boden gebombt. Teak kommt mit Blessuren und Fragen davon: Welche US-Behörde steckt hinter der Verwüstung? Zu welchem Zweck? Während für ihn das Katz-und-Maus-Spiel beginnt, wird sieben Zeitzonen entfernt die Harvard-Professorin Susan Lowell für ihr lobendes Buch über Hatashil mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet und gefeiert. Dann sickern erste Vorwürfe aus unbekanntenen Quellen: Hatashil war Warlord, kein Befreier. Autor Nick McDonnell verknüpft in «Ein hoher Preis» den Somalia-Konflikt mit dem sowohl amüsant-absurden als auch folgenreichen Alltag der Elite-Uni. (*ang*)

Literatur

Verzicht auf Unsterblichkeit

Mit seinem letzten Roman, «Grimms Wörter», bringt Günter Grass seine Leser um das erlösende Wort und sein eigenes Denkmal zum Einsturz. *Von Markus Gasser*

Feierlich war die Winternacht, da dem 17-Jährigen auf frostiger Waldlichtung mit einem pfadfinderischen Gelöbnis die Flucht in die Freiheit gelang: aus der engen Zweizimmerwohnung des Danziger Vororts Langfuhr zur Eliteeinheit SS. Nun war er wer: vom «totalen Krieg» begeistert und hitlergläubig noch über den Endsieg hinaus. Andere meldeten sich zur Wehrmacht, gerade damit sie nicht zur SS eingezogen wurden – Günter Grass besass aber auch nicht, was jenen anderen wie dem künftigen Historiker Joachim Fest von Geburt zugefallen war: ein Zuhause, in dem sich die Eltern mit ihren Kindern gegen die Naziwelt draussen verschworen.

Literarisch war dieser Mangel für Grass zunächst nur von Vorteil. Keinem anderen Romancier im Veteranenkorps der Gruppe 47 sollten so liebevoll plastische Täter- und Mitläuferfiguren gelingen: Im Oskar Matzerath der «Blechtrommel», im Joachim Mahlke in «Katz und Maus» und im Walter Matern der «Hundejahre» porträtierte er stets auch sich selber mit, wenngleich bis 2006 und zum ersten Band seiner Autobiografie, «Beim Häuten der Zwiebel», nur er davon wusste.

Wie willig er sich in die Verführungsgewalt eines Goebbels begeben hatte, gestand er, kaum war ein Mikrofon in Sichtweite, zur Mahnung aller gerne ein. Jetzt nämlich war er demokratischer Sozialist: Nie wieder würde er auf der falschen Seite Dienst tun.

Dass er sich damit einmal mehr vereidigt hatte, fiel ihm gar nicht erst auf. Sooft er vom Prinzip Zweifel sprach: in Sachen SPD kamen ihm keine. Seitdem galt Linkssein als Errungenschaft, und er trug sie mit so glücklichem Stolz wie Audrey Hepburn die für sie eigens geschneiderte Kollektion Givenchys. Mochte sein Geschichtsbild Jahr um Jahr verschrobener geraten, bis er gar «die Themen Auschwitz, deutsche Frage, Waldsterben» zusammenwarf: Selbst seinen Gegnern kam es nicht ungelegen, als er «Im Krebsgang» 2002 sanktionierte, mit dem Untergang der «Wilhelm Gustloff» hätten sich die Deutschen doch auch ein Anrecht auf Mitleid erworben. Vielleicht wäre er darüber aufgebracht gewesen, wenn man ihm die Taktik unterstellt hätte, die Öffentlichkeit ob seines jugendlichen SS-Engagements vorab milde stimmen zu wollen – bedauerlich also, dass es nie jemand getan hat.

Denn in seinen Wahlkampfjahren hatte er gelernt, wie man strategisch denkt, und als ihm die Wiedervereinigung in ihrer «Blitz-

kriegmentalität» wie der Überfall des Dritten Reichs auf Polen vorkam, beschloss er laut Tagebuch 1990, «das angebliche Recht auf deutsche Einheit an Auschwitz scheitern zu lassen». Seine Karten so offen zeigen kann nur einer, der immer schon im Recht zu sein glaubte und weiss, dass er für seine Irrtümer ohnehin keine realpolitischen Folgen zu fürchten braucht.

Um kühne Rücktrittsforderungen war er darum auch nie verlegen: 1991 traf sein Eifer gleich die ganze Bundesregierung. Von jedem Kollegen mit einer SS-Agenda wie der seinen hätte er die Rückgabe des Nobelpreises und Schreibstenthebung verlangt. Auch darum ist die Frage nicht mehr zur Ruhe gekommen, wie er sich selber über Jahrzehnte das Schweigen verordnen, es seinen Deutschen zugleich aber zum Vorwurf machen konnte. Man war sich sicher, dass Grass dieses Paradoxon in einem nächsten Buch klären würde, das auch als sein letztes angekündigt war. Man hat sich getäuscht.

Mörderischer Männerorden

Striche man aus «Grimms Wörter» die Gedichte, dann die Analogien zwischen Zeitläuften, die in ihrer Eigensinnigkeit selten jene Vergleiche dulden, die Grass ihnen aufdrängt, und tilgte man zuletzt all die Selbstzitate, Anekdoten, Tiraden, die ihm anlässlich des Lebens und Wörterbuchs der Brüder Grimm in den Sinn kommen, dann geschähe in diesem Buch nicht mehr viel.

Er häuft Episode um Episode zu einer bleischwer ungefügigen Masse auf, sammelt Bewunderung für sein sprachliches Können ein und bremst den ohnehin schleppenden Fortgang des Ganzen mit Donnersentenzen altbiblischer Machart: «Grimms Wörter» sind eine Strafpredigt in Form eines Romanversuchs, eine stillebenstarre Protestnote.

Natürlich zitiert er auch Grimms Märchen herbei. Doch er glaubt nicht an sie. «Unbequem» wie auf Befehl, packt er sein Publikum am Kragen und droht ihm sein seit nunmehr drei Jahrzehnten dahinköchelndes Unheilsgebräu aus Kapital- und Katholizismuskrisen, Demokratiezerfall und Selbstvernichtung der Menschheit an. Unter seine Guillotine kommen die «allzeit geschmierte» Chemieindustrie, der Frankfurter Geldadel und die Raffgier des Westens. Den USA wünscht er, «weil dem Ölgeschäft dienlich», Saddams Schlinge als Schmuck um den Hals.

Das Gefühl für Mass und Geschmack kam ihm dabei abhanden: Die Kontroverse um die



«Oralverkehr mit Vokalen»: Autor Grass.

Rechtschreibreform kommt dem Kalten Krieg gleich, Fotos sind «digitale Fangschüsse», sein in die Jahre gekommener Hang zu verschwitzten Schlüpfrigkeiten lässt die Brüder Grimm «Oralverkehr mit Vokalen» treiben, und die ihnen zugetane Bettina von Arnim ist der «Mund ihrer Zeit». Er baut seine Luftschlösser vor uns auf, all diese Ratschläge, die kein Gehör fanden, um verschnupft das schlimm Versäumte denen vorzuhalten, die ihm wieder nicht gefolgt sind. «Doch vergebens riefen die Mahner.»

Genau diese standbildliche Rolle des «Mahners» aber steht hier auf dem Spiel. Und als er

auf seine SS-Vereidigung zu sprechen kommt, schummelt er sich rasch mit seiner nimmermüden Kritik an der deutschen Wiedervereinigung über die lauernde Frage nach dem späten Geständnis hinweg: Da man dem vereinten Land eine neue Verfassung hätte geben müssen, könnte er keinen Eid auf die alte leisten – als hätte man ihn jemals darum gebeten. Diesen Salto mortale vom Eid auf einen mörderischen Männerorden zum Eid auf eine demokratische Verfassung hätte Grass sonst keinem durchgehen lassen. Und bricht seinem Buch das Genick damit. Das erlösende Wort bleibt aus.

Leergeschrieben ist er ohnehin, wie er selber eingesteht. Zwei Zeilen in «Grimms Wörter» geben denn auch unverhohlen die epische Erschöpfung preis, von der dieser Nachruf zu Lebzeiten befallen ist: «Ach, Oskar, wäre ich doch wie du / ein Däumling geblieben.» Kalt wickelt er die Lebensgeschichte der Brüder ab, die in eine Begegnung zwischen Charles Darwin und Jacob im Berliner Tiergarten münden soll, bis auch diese Romanstrecke im Nichts verläuft. Wie die gefürchtete Urlaubsdia-show bei Verwandten liesse sich das Buch beliebig verlängern. Aber es endet. Immerhin.

Einsam und verfroren

So fallen «Grimms Wörter» hinter die weitaus kleinlautere Zwiebelhäutung zurück, und plötzlich ist es auch schauerlich gleichgültig geworden, warum Grass sein Schweigen nicht früher brach: Weil das runenbestickte Geheimnis zu lüften, ihn um den Nobelpreis gebracht hätte, auf den zu warten ihn – so seine Worte – jung und bei Laune hielt? Weil kein Museum für ihn errichtet und kein Asteroid nach ihm benannt worden wäre? Oder weil er dann nicht mehr mit stumpfer Axt auf andere hätte einschlagen können wie diesmal auf den Philosophen Peter Sloterdijk, um die geifernde Unkultur des Ressentiments weiter zu schüren, deren Leitfigur er zu werden droht?

Vielleicht war es aber auch einfach nur jene «beflissene Feigheit», die er den Göttinger Professoren im Streit um den Verfassungsbruch des Königs von Hannover bescheinigt. Jemandem, der sein Werk über 25 Jahre lang begleitet hat, kommen die Tränen, wenn er zusehen muss, wie gründlich Grass den Nachgeborenen jenes wohltonende «Abarbeiten», das «kein Ende finden will», in seinem eigenen Falle schuldig bleibt. «Das Wegschauen hatte schon immer Methode» – nun kennt man die seine. Ein im Sturm seiner Phrasen krummgehauener Wegweiser, der den gewiesenen Weg selbst niemals zu gehen bereit war, ist Grass nur mehr das Symptom, für dessen Diagnostiker er sich hält: Das Wort «Schutzstaffel» sucht man in Grimms Wörterbuch vergebens, «Versäumnis» indessen nicht.

Jorge Luis Borges schrieb, auch von schlechten Büchern könne man lernen. «Grimms Wörter» lehrt die Lektion, wie einsam, verfroren und mutlos ein Roman seine Leser zurücklassen kann: alles nur Worte, «ausgeschieden ohne Unterlass», ein wenig Lyrik, im Übermass hingeworfene Fakten und Faktoren und ein bisschen Fiktion. So kommt uns Grass aus den Augen. Sein ausdrücklicher Verzicht auf Unsterblichkeit ist geleistet, die Akte geschlossen.

Günter Grass: Grimms Wörter: Eine Liebeserklärung. Steidl. 365 S., Fr. 44.90

Das Filigrane und die Wucht

Von Peter Rüedi

Es gibt den Begriff des «gelehrten Poeten». Wir halten ihn gern für überholt, Gelehrsamkeit geradezu für ein Hindernis bei der Herstellung von Kunst. Die ereigne sich wie ein Vulkanausbruch, der oft genug seinen eigenen Verursacher verschlinge. Das gibt es, zumal im Jazz, samt dazugehörigem Geniekult. Es ist nur eine Wahrheit unter andern. Denken wir an den grossen verstorbenen Peter Rühmkorf, hinter dessen scheinbar flapsigen Reimen ein ganzes Universum an literarischer Bildung stand. Das eine muss das andere nicht verhindern: die Reflexion nicht die Spontaneität, die Komposition nicht die Improvisation, ein breiter kulturhistorischer Horizont nicht die scharfe individuelle Aussage. Geradezu beispielhaft steht dafür der Zürcher Nik Bärtsch, der seiner Musik vor Zeiten das Label «Zen Funk» oder «Ritual Groove Music» verpasste. Sie hörte sich zuweilen an wie angewandte Philosophie. Schon der Umstand, dass seine Gruppe Ronin seit sechs Jahren Montag für Montag in einem Zürcher Klub auftritt, legt ein Ritual wie einen Gottesdienst nahe. Erst recht aber die scheinbar minimalistische Organisation der Stücke, die bei Bärtsch, streng wie bei einem konkreten Maler, Modul heissen und nummeriert sind.

Doch die Grenzen zwischen Komposition und Improvisation werden in den Live-Auftritten immer fliessender («der Band-Organismus überlistet die Komposition und sich selbst», sagt Bärtsch). Die Vorsätzlichkeit tritt als strenger Plan hinter kollektiven Unwägbarkeiten zurück. Die erreichen den Solarplexus des Zuhörers ohne Umweg über den Kopf. In jahrelangen Exerzitien hat Ronin eine Dichte ohnegleichen erreicht (zunächst eine rhythmische: Björn Meyer, Bass; Kaspar Rast, Drums; Andi Pupato, Percussion), zwingend und locker zugleich. Aus der Gruppe wird so ein «Kollektivkörper» (vergleichbar einem Fischschwarm). Dennoch war bei der so strengen und relaxten Formation noch nie so viel individuelle Freiheit, gelegentlich fast melodische Verspieltheit zu hören, vor allem beim Klarinettenisten Sha, aber auch in der KKL-reifen pianistischen Kultur von Bärtsch selbst. Das filigrane Vergnügen und die Wucht.



Nik Bärtsch's Ronin:
Llyria. ECM 2178 2742820

Western der Nacht

In der Killerballade «The American» zeigt George Clooney sein grosses Können. Von Wolfram Knorr



Überlebenswillen und Verlorenheit: George Clooney als Hit-Man Jack.

Der amerikanische Filmgangster ist ein ebenso rücksichtsloser wie neurotischer Einzelgänger, der möglichst schnell viel Geld machen will. Gibt es Bindungen, sind sie meist krankhaft. Der Berufskiller Jack ist Amerikaner, aber passt nicht ins Klischee. Nach einem Auftrag versteckt er sich in den verschneiten Wäldern Schwedens, wird aufgespürt und flieht nach Italien. In der Enge und Verwinkeltheit eines Bergdorfs in den archaischerben Abruzzen findet er Unterschlupf. Dort erhält er einen neuen Auftrag: ein Präzisionsgewehr zu bauen für eine mysteriöse Lady. Etwas ist schiefgegangen, Vertrauensreste gibt es nicht mehr. Auch nicht mehr der Lady gegenüber. Die Einsamkeit wird zur Hölle.

Seine wichtigste Waffe ist nicht das Präzisionsgewehr, sondern der Blick. Wie der Westerner, der erst den Raum, den er betritt, durchdringt, prüft Jack jedesmal die Umgebung, ehe er sich auf sie einlässt. «Was ich unmittelbar wahrnehme», heisst es in Sartres «Das Sein und das Nichts», «wenn ich die Zweige hinter mir brechen höre, ist nicht, dass irgendjemand da ist, sondern ist vielmehr, dass ich verletzlich bin, dass ich einen Leib habe, der verwundet werden kann».

«The American» vom holländischen Starfotografen Anton Corbijn («Control»), mit George Clooney als Jack brillant besetzt, ist ein Meisterstück über Existenzialismus: Wie einer

kraft der Blicke seine Existenz im Gleichgewicht zu halten versucht und jeder Bewegung und Konstellation misstraut; den Menschen auf Strassen, Plätzen, in Kneipen. Jeder Schatten, jedes Geräusch, jede flüchtige Begegnung kann Verhängnis bedeuten. George Clooney kommt so nahe, dass der Zuschauer seine fürchterlichen Schwierigkeiten mit seinem Leben sofort mitempfunden kann. Radikal aufs Schauen konzentriert, besinnt sich «The American» auf Tugenden, die im Special-Effects-Radau-Kino – so grotesk das klingen mag – im Entschwinden begriffen sind: statt Augenschwermerei zurück zu visueller Wahrhaftigkeit.

Das dramaturgische Wechselspiel von Enge und Weite, Überlebenswillen und Verlorenheit führt zu einem enormen Sog elektrisierend-magischer Spannung. Neu ist der Plot nicht, ein Western der Nacht, aber dank der Detailbesessenheit, der Stille (eine immer rarer werdende Eigenschaft im Kino) und Clooneys Präsenz ist das Opus betörend korrumpierend. Corbijn liess sich von den Gangsterballaden Jean-Pierre Melvilles («Le Samourai») stilistisch inspirieren. «The American» ist ein Art-house-Film – und dennoch gelang ihm am Startwochenende in den USA der Sprung auf Platz eins der Charts.

The American.
Regie: Anton Corbijn. USA, 2010

Im «Sprüngli»

Von *Andreas Thiel* — Das Geschäft ist noch leer, die Patisserie schon in der Auslage. Ein Gespräch in der Confiserie.

Meringue: Hallo? Tanzt hier jemand Meringue?

Meitschibein: Ja, ich!

Schenkeli: Ich auch!

Fasnachtschüechli: Das kann ja wieder heiter werden heute.

Spitzbub zum Bienenstich: Na, süsse Biene, tanzen wir?

Bienenstich: Du hast wohl einen Stich! Ich bin ein Er!

Spitzbub: Hast du gestern nicht mit dem Dänischen Plunder getanzt?

Bienenstich: Spinnst du? Das war eine Schwedentorte!

Rumkugel: Jetzt geht's rund!

Eclair: Ein Eclat!

Magenbrot: Der hat einen Magen. Gegen den Bienenstich hat er kein Brot.

Vermicelles: Und wer nimmt nachher wieder die Kastanien aus der Tube?

Gugelhupf: Soll ich mal googeln?

Kirschstengeli: Hicks!

Spitzbub zur Studentenschnitte: Na, du süsse Schnitte, hast du Lust?

Studentenschnitte: Willst du mir wieder Honig um den Mund schmieren?

Spitzbub: Ich finde dich zum Anbeissen.

Mailänderli: Das hat er mir auch gesagt.

Schenkeli: Das sagt er zu jeder.

Studentenschnitte: Ich tanze sowieso lieber mit dem Florentiner. Der schmilzt immer, wenn man ihn anschaut.

Spitzbub zum Mailänderli: Mit dir zusammen möchte ich im Mund zergehen.

Mailänderli: Das ist aber süss!

Berliner: Mir blutet das Herz.

Pfaffenhut: Hütet euch vor den süssen Versuchungen!

Beisst lieber in den sauren Apfel!

Apfeltartelette: Hochwürden, ich bitte Sie...

Schwarzwäldertorte: Gut so, Hochwürden, tragen Sie ruhig noch etwas dicker auf.

Spitzbub zur Schwarzwäldertorte: Oh, hallo Sahneschnittchen.

Schwarzwäldertorte: Spitzbub!

Willisauer Ringli: Soll ich ihm eine backen?

Mohrenkopf: Sei nicht so hart.

Willisauer Ringli: Der wird sich die Zähne ausbeissen.

Mohrenkopf: Auch ein Spitzbub hat ein weiches Herz.

Berliner: An mein Herz, Bruder!

Windbeutel: Pffft...

Basler Leckerli zur Cremeschnitte: Hallo Zuckerpuppe.

Cremeschnitte: Ich schmier dir gleich eine.

Zuger Kirschtorte zur Cremeschnitte: Der wäre aber eine gute Partie, der ist vom Teig.

Cremeschnitte: Und ich bin von der Crème de la Crème.

Meringue: Mir wäre er auch zu teigig.

Basler Leckerli: Leckt mich doch.

Zitronentörtchen: Jetzt ist er sauer.

Nussgipfel: Das ist der Gipfel.

Rumkugel: Ich finde es zum Rumkugeln.

Brussien: Hihi, ich kringel mich vor Lachen.

Basler Leckerli: Ihr aus Brüssel habt hier nichts zu melden.

Diplomat: Etwas mehr Zurückhaltung, bitte.

Kirschstengeli: Hicks!

Apfelstrudel zur Zimtschnecke: Hallo Zimtschnecke!

Meitschibein zur Zimtschnecke: Lass dich da nicht reinziehen.

Pfaffenhut zur Zimtschnecke: Und sei auf der Hut vor dem Apfel!

Zimtschnecke: Keine Angst, von einem Strudel lasse ich mir nicht die Augen verdrehen.

Wir drehen nur eine Runde.

Schwarzwäldertorte zur Cremeschnitte: Wohin gehst du?

Cremeschnitte: Ich muss in die Glasur.

Schwarzwäldertorte zur Zuger Kirschtorte: Komm, wir gehen uns puderezuckern.

Glarner Birnenweggen zur Engadiner Nusstorte: Die haben alle nichts in der Birne.

Schwarzwäldertorte: Was machen denn die Hinterwälder hier?

Appenzeller Biberfladen zum Glarner Birnenweggen: Komm, Süsse, wir gehen.

Kirschstengeli: Hicks!

Profiterole: Vorsicht, Kundschaft!

Erdbeertörtchen: Jetzt bloss nicht rot werden.

Zitronentörtchen: Sie gehen weiter zum Salzgebäck.

Marzipanschweinchen: Glück gehabt!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Island. Zurzeit tritt er mit seinem Bühnenprogramm «Politsatire 3» in der Schweiz auf.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man zu einem Essen im Restaurant den Wein selber mitbringen?

Werner Batt, Lyss

Nein, dürfen Sie nicht. Obwohl manche Restaurants dies gegen eine sogenannte Zapfengebühr von 25 bis 40 Franken problemlos erlauben. Aber wenn Sie ins Kino gehen, nehmen Sie auch nicht Ihre eigene DVD mit, und falls Sie sonntags die Kirche besuchen, haben Sie kaum Ihren eigenen Prediger dabei. Wer ins Restaurant geht, isst und trinkt dort, dazu wurden Restaurants erfunden. Wenn Ihnen das Weinangebot nicht passt oder zu teuer ist, trinken Sie Wasser oder Traubensaft. Wenn Sie nur Ihren eigenen Wein trinken und nicht kochen wollen, bestellen Sie sich eine Pizza nach Hause. Hingegen können Sie aus jedem guten Restaurant angebrochene Weinflaschen mitnehmen, falls Sie wirklich keinen Tropfen verschwenden möchten. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Hochzeit

Sicher an Land

Die Hochbauzeichnerin Regula Brünisholz, 29, und der Informatiker Philippe Ingold, 31, haben im Juli geheiratet. Zuvor musste eine wichtige Frage geklärt werden.

Regula: Frauen und Männer erwarten von der Liebe nicht unbedingt unterschiedliche Dinge, aber die Art und Weise, wie die Liebe gelebt wird, entspricht wahrscheinlich eher einem gesellschaftlichen Konstrukt, als dass sie ein sicheres Fundament in der Biologie hat. Wie männlich, wie weiblich darf man sein? Das hängt auch vom Zeitgeist ab. Bei der Frage, wie man sich die eigene Zukunft vorstellt, spielt das bisherige Familienleben ebenfalls eine Rolle. Meine Eltern sind seit dreissig Jahren glücklich verheiratet. Philippes Eltern sind zwar geschieden, leben aber zufrieden in langjährigen Partnerschaften. Für meinen Mann war die Liebe nicht vom Trauschein abhängig. Ich wollte gerne heiraten.

Philippe: Wir lernten uns vor neun Jahren kennen. Ich finde es wichtig, dass man nicht im ersten Hormonchaos heiratet, weil man dann schnell wieder geschieden sein kann. Oder man ist religiös und bleibt wegen der Ideologie zusammen, was für meine Begriffe ziemlich trist ist. Regula und ich sprachen erst vor einiger Zeit über das Heiraten und die Kinderfrage. Ich sagte, wie ich fühlte, weil die Liebe so gross war, dass ich ehrlich sein konnte. Wenn, dann mit ihr, das war für mich immer sonnenklar. Aber nicht unbedingt sofort.

Regula: Wir führen eine harmonische Partnerschaft. Einen lauten Streit hatten wir in all den Jahren nie. Die Frage rund um Kinder und Heirat wollte ich aber nicht einfach so versanden lassen, ich wollte zumindest die Möglichkeit erhalten, mich entscheiden zu können.



«Alleine im Schlauchboot auf der Aare»: Ehepaar Ingold-Brünisholz.

Philippe: Wir zogen die Möglichkeit in Betracht, dass ich mir ein Leben ohne Kinder vielleicht vorstellen kann, was die Frage aufwarf, welche Konsequenzen das haben könnte.

Regula: Ich kam zum Schluss, dass ich mich – falls er sich gegen den Nachwuchs entscheiden würde – nicht von ihm trennen wollte. Die Liebe zu ihm wäre wichtiger gewesen als ein gemeinsames Kind.

Philippe: Irgendwann war mit dem Grübeln sowieso Schluss, weil ich mit dem Herzen zur Überzeugung gelangte, dass ich mit Regula eine Familie gründen möchte. Manche Schla-

meier sagen, diese grossen Hochzeiten seien reiner Selbstzweck. Uns ging es darum, mit all unseren Freunden und Verwandten ein schönes Fest zu erleben.

Regula: Zwischendurch wurde ich in einem Schlauchboot auf die Aare entführt, und Philippe erhielt den Auftrag, mich zu retten und das Boot an Land zu ziehen: Er sprang, ohne zu zögern, ins Wasser und brachte mich sicher an Land.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: **Franziska K. Müller**

- Standesamt?
- Kirche?
- Las Vegas?

Wofür Sie sich auch entscheiden: Unsere flexible Vorsorge passt sich an. Das Leben kann viele verschiedene Wendungen nehmen. Darum lassen sich unsere Vorsorgelösungen mit wählbaren Garantien an jede bedeutende Entscheidung anpassen. Egal, ob Sie für sich oder andere wichtige Menschen in Ihrem Leben sparen. Unsere Experten beraten Sie gern. www.swisslife.ch


SwissLife
So fängt Zukunft an.